

| 1. 12. 1924

Stadtbibliothek

Blätter
bürger
Elbing

Ostdeutsche Monatshefte

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig



Pfuhle

Sonderheft „Oberschlesien“
(3. Schlesienausgabe)

Verlag: Georg Stilke, Danzig und Berlin
5. Jahrg. November 1924 Heft 8

Preis: 1.— Goldmark, für Danzig 1.30 Danziger Gulden

Louis Schröder

Danzig, Große Scharnachergasse Nr. 3

Telefon 1658

(gegenüber Potrykus & Fuchs)

Telefon 1658

Kunsthandlung

254)

Große Auswahl in

Ölgemälden / Radierungen

gerahmten und ungerahmten Bildern / Stilgerechte Einrahmungen

Glashandlung / Bau- und Kunstglaserei

— Ausführung sämtlicher Glaserarbeiten —

John & Rosenberg, Buchhandlung

(Inhaber Friedrich Händler)

Zeughaus-Passage, Danzig, Kohlenmarkt

Das gute Buch / Bibliophilie / Kunst / Wissenschaft

255]

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

5. Jahrg.

November 1924

Nr. 8

Unsere Heimat

Von Bruno Arndt

Unsere Heimat!

Unser die Erde, von Kohlengebirgen unterirdisch durchwelt, von Schächten und Stollen durchstoßen, von Fördertürmen über-spindelt, von den Nadeln der Eßen und Schlote durchstoßen — über-dröhnt, überglüht in rastloser Arbeit von den ehernen Gehirnen der Maschinen in Hütten und Werken!

Unser die Landschaft in ihrer Schwermut der Schlackenhalden und Bruchfelder, der Lieblichkeit der Gärten, Kornäcker und verlaufenen Dörfer, der weihevollen Stille der meilenweiten Wälder, dem Getöse und der Geistigkeit der alten und neuen Städte!

Unser die Bäche und Seen — du auch, ruhig wallender Oderstrom, und euer westlicher Grenzwall, ihr Berge meiner Wandersehnsucht.

Unser die Sonne hier, Mond und Sterne!

Eine eigene Sonne für sich hat unsere Heimat, einen eigenen Mond!

Die Sterne, die über unseren Häuptern stehen, funkeln so über keinem Land sonst!

Wind und Wolken brausen ihr besonderes Jauchzen nur ihr und gießen auf sie nur ihren Regen herab!

Aber in ihr haben wir auch das ganze Deutschland!

Bayern, Friesland, Ostpreußen — Namen sind sie uns nur, verehrungswürdige Namen deutschen Landes. Doch als einst wir Kinder noch waren und zu sprechen begannen, unsere Mutter-sprache lehrte die Heimat uns, und wir erfuhren, daß wir in Deutschland sind.

Deutschland und Heimat wurden uns ein Begriff — sind es uns noch.

Deutsche sind wir durch sie erst, weil wir in uns sie tragen.

Darum sind jetzt auch ihre Schmerzen und ihr Schmachtmund
unser!

Ueber uns stürmt der Dinge Umkehr und zukunftsträchtige
Entwicklung, uns erschütternd.

Plünderung und Tod der Hunderte unserer Heimatgenossen
erleben wir selbst in ihnen noch einmal —

Unsere zuckenden Seelen verbrüht Verheizung.

Nie erfassbar ist uns der tollwütige Gedanke: unsere Heimat
vergewaltigt, entrissen uns — nicht mehr uns Heimat!

Schon im Frieden kannten wir alle die Sehnsucht nach ihr,
trug uns Wunsch und Zwang des Lebens in anderes Land.

Rückkehr war offen, tieffest stak Bewußtsein ihres Besitzes.
Soll uns jetzt Sehnsucht als Qual beschieden sein?

Sollen wir heimatlos werden? Entwurzelte sein?

Brüder, Schwestern! Einheit, Heimatgenossen, Familie, Stamm,
Volk sind wir durch unsere Sprache, das Geheimnis der Augen,
den Schlag des Herzens, unserer Nähe Gefühl —

Not — gemeinsame Not —

Unsere Jungs spricht nur von ihr, unsere Augen fließen von
ihr nur über, unsere Herzen wuchten von ihr beladen, jeder sucht
jetzt des anderen Nähe —

Seien wir würdig der Zeit, ihr gewachsen, groß wie sie, stärker
als sie!

Nur der Glaube an uns —

Treue nur gegen uns — Treue nur gegen Heimat und Deutschland
kann überwinden!

Glaube und Treue schenken uns freudige Zuversicht!

Die Hoffnung und Sehnsucht rufen nach dem Tag der Erlösung —
Tag des Bekenntnisses wird es für uns sein, Heimatgenossen,
Tag der freudigen Zuversicht!

Sinngedicht

Wo du auch seist, du bist nicht da.

Die Heimat liegt vor deinen Füßen.

Und was du bist, ist wie ein Bild
auf Wassern, die vorüberfließen.

Im Schwinden werdend und im Scheitern
sich bildend auf geheimnisvolle Weise.

Und wie du finnst, täuscht dich die Wandlung,
als sei dein Leben wirklich eine Reise.



Max Odon: Hermann Stehr (Holzschnitt)



Max Odor, ein oberschlesischer Maler

Von Dr. Karl Konrad

In dem Sammelwerke „Oberschlesien, ein Land deutscher Kultur“, das der gleichnamige Heimatverlag in Gleiwitz 1921 herausgegeben hat, sind auch zahlreiche bildende Künstler namhaft gemacht worden, deren Wiege in Oberschlesien zu suchen ist. Man staunt über die Fülle bedeutsamer Talente, die das Land der rauchenden Schlote, der rauschenden Wälder und raunenden Aehrenfelder uns geschenkt hat: Maler, Bildhauer, Baumeister. Wenn sie auch freilich ihr Schaffensgebiet meist anderwärts gefunden haben... Wer vermutet z. B., daß Eduard Grützner aus Groß-Karlowitz bei Neiße stammt? Wer weiß, daß Raschdorf, der Schöpfer des Berliner Doms, in Pleß geboren ist? Wer ahnt, daß Kitz, der Vater der „Amazone“ vor dem alten Museum in Berlin, sein Vaterhaus in Papročan hat? Graf Harrach in Rosnochau? Und was der Künstler noch mehr sind. Die 1919 in Breslau veranstaltete Ausstellung „Arbeit und Kultur in Oberschlesien“ ließ dann vorzugsweise das jüngere Geschlecht zu Worte kommen, und ein Niederschlag seiner Arbeiten findet sich in dem erwähnten Sammelhefte.

Da verströmt Adolf Münzer aus Pleß, jetzt Lehrer an der Düsseldorfer Akademie, als Mitarbeiter der „Jugend“ weitbekannt, seine sprühende Phantasie in einer Reihe prachtvoller Wandgemälde für ein Theater. Da gibt B. Zwerner, jetzt Zeichenlehrer am König-Wilhelms-Gymnasium in Breslau, den packenden Kopf eines oberschlesischen Bauern. Da zwingt Willy Fizner (Laura-hütte) in seinem „Bruchfeld“ einen lebensvollen Ausschnitt der oberschlesischen Landschaft auf die Fläche. Da führt uns Hans Zimbal durch ein friedliches Eckchen des blühenden Gottesgartens, während bei E. Jokisch (Berlin-Grunewald) der Sturm durch die Wipfel jagt. Arthur Wasner hat den Hammer des Bergmanns mit dem Pinsel vertauscht und zeigt ein Damenbildnis voll Licht und Seele. Paul Baron (Charlottenburg) hat einem Hüttenwerke seine malerischen Reize abgelauscht. Paul Segieth, gleich Münzer an der „Jugend“ tätig, hält die malerischen Trachten einer Bäuerin und eines Bauern aus der Nähe von Königshütte in zwei künstlerisch wie volkskundlich gleich wertvollen Bildnissen fest. Ludwig Peter Kowalsky (Breslau) segt mit kühnen Strichen ein Herrenbildnis herunter. In Karl Plažeks „Promenade“ rieselt das Licht durch das Blätterdach eines Baumganges über lustwandelnde Herren und Damen, während wir mit Georg Rasel (Breslau), einen entzückten „Blick vom Holzberge bei Siegenhals“ tun. Karl Meyer

zeigt das „Stadttheater Kattowitz“ als einen Wogenbrecher in der Brandung des Straßenlebens. Des Ratiborer Paul Pilarski „Damenbildnis“ wirkt wie das Leben selber. Die kühn erfasste „Salome“-Skulptur des Berliners Hans Dammann wettetwist mit der blutvollen „Bildnisbüste“ des Gosen-Schülers Thomas Myrtek. Frau Paquita Kowalsky-Taunert (Breslau) zeigt schöne schwarz-weiß gemalte Porzellane.

Unter all diesen reifen Werken ist mit zwei Darbietungen auch ein Maler vertreten, der bis dahin nur in einem engeren Kreise bekannt geworden war: Max Odony.

*

Die folgenden Ausführungen geben von dem eigentlichen Wesen des Künstlers nur eine unvollkommene Vorstellung. Ja, wenn sie einem „Führer“ durch eine Gesamtausstellung Odonscher Werke vorgedruckt wären! So aber können die paar Schwarzweiß-Wiedergaben, die hier möglich sind, kaum das sein, was der Klavierauszug für die Orchesterpartitur ist. Bildbeschreibung ist erst recht ein dürftiges Ersatzmittel. So ergibt sich denn von selbst die Forderung, mit einer solchen Ausstellung recht bald Ernst zu machen, zumal man sich in dem „Schlesischen Museum der bildenden Künste“ in Breslau noch vergeblich nach Odonschen Bildern umsieht. . .

*

Die beiden Bilder des oberschlesischen Sammelbandes, die so ganz aus dem Rahmen der übrigen hinausfallen, zeigen, daß hier ein Künstler von Eigenart und Selbstgewißheit zu uns spricht. Das erste, „Vertrieben“, wäre in der Klarheit des Vorwurfs und der Großzügigkeit der Formensprache ein aufrüttelndes und einprägsames Werbeplakat für die oberschlesische Abstimmung geworden. Zwischen zwei dünnen Baumstämmen, hinter denen sich unter einem düsteren Himmel das kahle Feld in Bodenwellen verliert, hockt der auf die Straße geworfene Arbeiter mit seinem jungen Weibe, die ihr Kindchen stillt. Der Mann starrt mit todtraurigen Augen ins Leere, die Hände unbewußt im Gebete gefaltet; die Frau vergißt über holder Mutterpflicht für einen Augenblick des Schicksals, das sie mit dunklem Flügelschlage umflattert. Die Figuren, mit den Füßen bis fast an den Rand der Tafel vorgeschnitten, beherrschen den Raum. Die Bäume, vom oberen Rande durchschnitten, verstärken das Gefühl trostloser Verlassenheit, das aus den Seelen der zwei schlichten Menschen auf uns überspringt. Die Gruppe ist in einem Dreieck, dessen Spitze über den Köpfen des Ehepaars zu suchen ist, fest und doch ungezwungen verklammert. Ueber dem Braun-rot-grün der dünn, aquarellartig auf-



Max Odon: Bruno Arndt † (Holzschnitt)



getragenen Lokalfarben zittert eine lichtfressende — wie soll ich's nennen — Schicksalsstimmung. Die „Flucht nach Aegypten“ in unsere Gegenwart übertragen...

Das zweite Bild (dessen Original mir nicht zu Gesichte gekommen ist) trägt die Bezeichnung „Die Jünger von Gethsemane“. In einem Felsloch schlafen drei Männer in langen Gewändern, ineinander verklumpt, zwei sitzend, der dritte liegend. Als ob sie schon Jahrhunderte hier schliefen. Männer, von denen die Legende uns erzählt. Fast schon versteint durch den endlosen, todesähnlichen Schlummer. Die gestaltgewordene Erschlaffung Leibes und der Seele.

Nicht sehen, nicht hören ist mein Begehrn,
drum wecke mich nicht auf, o rede leise!

Man denkt an die eine oder andere der wie geistesabwesend vor sich hinbrütenden Gestalten Michelangelos. Nicht eine überflüssige Einzelheit. Das ganze dem Leitgedanken untergeordnet, monumental in seiner nackten Einfachheit und steinernen Ruhe.

Aus diesen beiden Bildern springen den Betrachter zwei Urkräfte der künstlerischen Formgebung an, die auch alle anderen Werke Odons beherrschen.

Die eine ist die Monumentalität des Stils, d. h. die Herausarbeitung des tragenden Gedankens mit den sparsamsten Mitteln. Nicht kläubelnde Einzelkleinerei, sondern Geschlossenheit der Masse, Unterordnung des Einzelzuges unter das durchkomponierte Ganze, die Unentbehrlichkeit (indispensabilité) der Figuren, wie sie einem Puvis de Chavannes, einem Hans von Marées, einem Hodler vorschwebte, und wie sie sich in neuester Zeit etwa an den großartigen Nibelungenbildern eines Karl Schmoll von Eisenwerth im Cornelianum in Worms nachweisen lässt. Hierbei geht Odon bis an die Grenzen des künstlerisch Möglichen, indem der schöne Schein, der farbige Abglanz des Seienden zurücktritt hinter der großen Idee, die nach Gestaltung ruft. Das gibt seinen Werken etwas Herbes, Schwerflüssiges, das sich mehr an den Verstand als an die Sinne wendet und darum der Masse, die ein größeres Entgegenkommen gewohnt ist, nicht liegt. An den neueren Schöpfungen Odons wird sich zeigen, daß diese Sprödigkeit im engeren Anschluß an die Natur allmählich schwindet und seine Kunst im besten Sinne des Wortes „volkstümlicher“ wird. Ohne daß sie sich darum etwas vergibt...

Daß Odon nebenher schon diese Naturnähe erreicht hat, wenn es das Motiv erheischt, ohne daß das Gedankliche vorherrsche, geht aus seinen ganz impressionistisch ersaßten Landschaften hervor, von denen ich neben einer lichtsprühenden Sonnenpartie

das Altvaterdorf nenne, gegenwartsfroh und voller Heimatduft. Geht nicht minder hervor aus seinen Porträts, unter denen die eines Dr. Nick, Hermann Stehr und seiner Frau hervorragen. Vor allem aber auch aus seinem Selbstbildnis.

Hier denkt man an Goethes Worte: „Nichts verlindert und nichts verwirbelt, nichts verzierlicht und nichts verkritzelt.“ Man



Max Odon: Selbstbildnis, 1923

merkt es diesen scharf beobachtenden Augen hinter den großen Brillengläsern an, daß sie nicht an den Dingen vorbei, sondern ihnen bis auf den Grund zu sehen gewohnt sind; dieser hohen und gewölbten Stirn, daß sich eine rastlose Gedankenarbeit hinter ihr vollzieht und manche leidvolle Erfahrung ihren Niederschlag dahinter gefunden hat; diesem festgeschlossenen Munde und dem tatkräftigen Kinn, daß Willensschwäche nicht des Künstlers Sache ist. Ein Bildnis von überzeugender Eindringlichkeit, an dessen „Ähnlichkeit“ man nicht zweifelt, selbst wenn man nichts von dem Urbilde weiß; und doch für den, der dem Maler menschlich ein wenig näher

getreten ist, ungewollt etwas zu selbstkritisch und streng. Sehr apart ist die Farbengebung: der Hintergrund ist stark blau, die Lichtseite des Kopfes gelb-rötlich gehalten, während die Schatten braun-violett und grün aufgehellt sind.

Der Monumentalität des Stils schließt sich als zweite Kraft an die Bewegung in der Ruhe. Trotzdem die Figuren in dem „Vertreibungs“-Bilde wie bei den „Jüngern von Gethsemane“ in völliger Reglosigkeit verharren, so klingt und schwingt doch für den, der sich ernstlich hineinsieht, ein geheimer Rhythmus in und über ihnen, der durch die Linie und Farbe geweckt wird; es zwingt ihn, mit den Augen die Raumzonen und Farbenstufen abzutasten, körperlich - seelisch sich ihm anzupassen. Das kosmische „Alles fließt“ Heraklits, es möchte sich hier in einem Teile dieses Kosmos auswirken, uns in den ewigen Wirbel des Werdens hineinziehen. . . An den „Stilleben“ Odoys lässt sich so recht ermessen, welcher Widerspruch (scheinbar) in diesem Worte liegt: Leben ist niemals Stillstand, Leben ist ewig drängende Bewegung! Aber muß nicht der Weltlauf ab und an den Atem anhalten, die Harmonie der Sphären in einer Fermate ausruhen? Solche Augenblicke will der Maler festhalten mit seiner Kunst, die freilich — Menschenwerk! — im Augenblicke der Vollendung schon erstarrt. . .

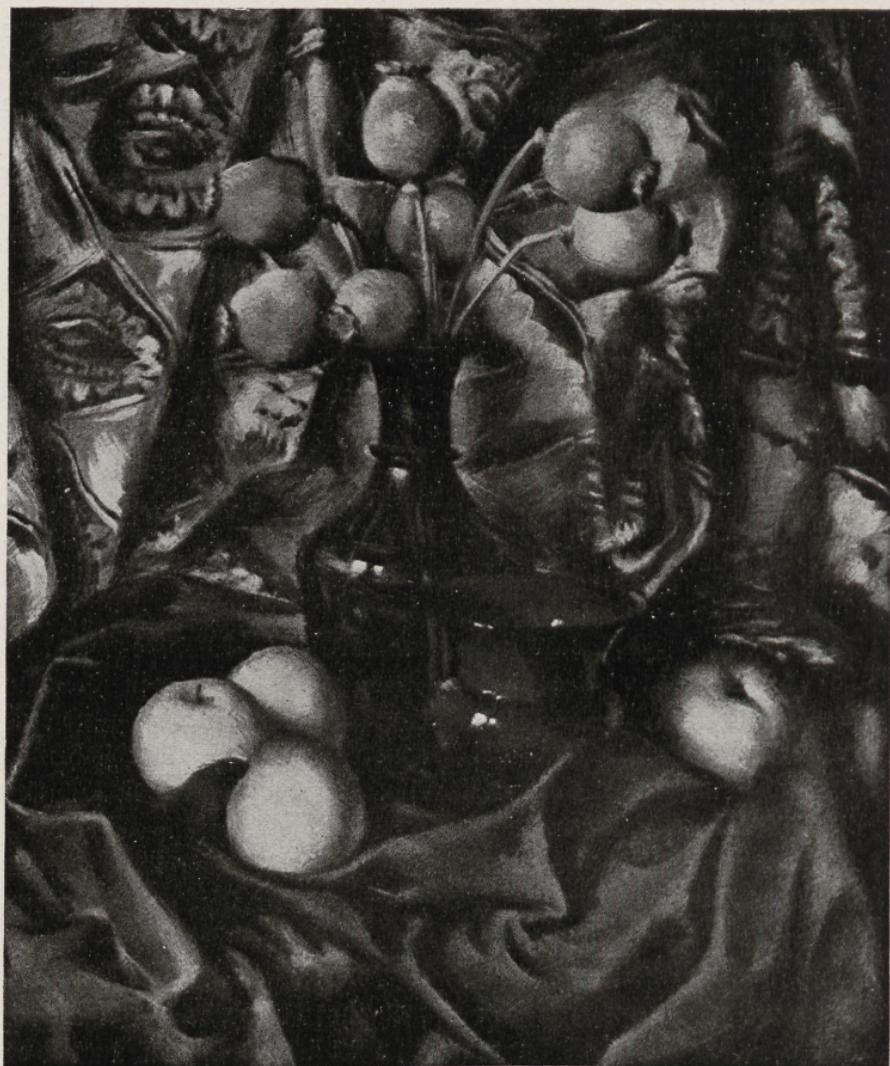
Man sehe sich daraufhin einmal das 1924 entstandene Stilleben mit den Mohnköpfen an, in dessen Wiedergabe sich die Farblosigkeit freilich besonders störend bemerkbar macht. Gegen das Goldbrokat des Hintergrundes stehen in sattem Rot eine Vase und eine Karaffe. Auf den dunkelgrün-dunkel-violetten Tüchern liegen vier hellgelb-grüne Äpfel. Ein Stück Alltag, und doch: welches Fest für die Augen! Das flimmert und flirrt, die Dinge gewinnen Seele, treten in Beziehungen zueinander. Nicht anders als im Märchen oder im Gedichte, — man denke nur an Uhlands „wundermilden Wirt“, den Apfelbaum. . .

Von demselben heimlichen Rhythmus durchhebt ist auch das (hier fehlende) Stilleben mit den Märzbechern und der Lilie, das dem gleichen Jahre entstammt. Der Hintergrund ist rot, das Tuch, auf dem das Glas mit den Blumen steht, blaugrün, am Fuße rechts halten zwei Apfelsinen Siesta.

*

Man will es kaum glauben, daß der Maler, der hier solch süßen Wohlaut einzufangen weiß, anderwärts mit Gedankenblöcken Fangball spielt. Aber seine deutsche Seele hat Raum für die größten Gegenfälle, wie die nachstehenden Betrachtungen zeigen.

Die „Geburt der Eva“, die schon 1919 entstanden ist, zeugt in ihrer rhythmischen Bindung der Fläche, in ihrem betonten Schweigen, ihrem Hineinhören in die Dinge von einer überraschenden gedanklichen und technischen Reife. Im Vordergrunde



Max Odon: Stillleben mit Mohnköpfen, 1923

liegt in völliger Gelöstheit, den Ausdruck des Narkotisierten in den versteinten Zügen, ein Mann, doch nur mit Mühe als solcher erkennbar, nicht anders wirkend als ein Baumstamm, der inmitten des tropischen Pflanzenwuchses modert. In brausender Fülle brandet an dieser Mumie ein Schwall von exotischen Pflanzen empor. In ihrer Mitte, hart an dem nackten Männeskörper, die seltsamste

und rätselvollste von allen, ein hellbeleuchtetes Weib, das mit weitoffenem Auge und fassungsloser, doch anmutiger Gebärde das Wunder ihrer Geburt bestaunt. Keine konfliktslose Formenschönheit, so berückend auch der weibliche Akt sich gibt, kein epigonisches Pathos — man ahnt kosmische Zusammenhänge...

Weiter sehen wir eine rotgekleidete Gestalt in einer Art Garten, in schriller Bewegung nach links geworfen, die Hände an den hageren Armen schmerzvoll nach oben gespreizt, das Antlitz abgewandt, der Nacken von den dunklen Haarsträhnen gepeitscht, der asketische Körper von krampfhaften Zuckungen geschüttelt — die fleischgewordene Seelenqual und Hoffnungslosigkeit: „Christus in Gethsemane“. Alles verinnerlicht, ganz auf die Idee gestellt, und doch auf das sorgfältigste durchmodelliert. Geballte Kraft, formgewordener Wille zur Wirklichkeit. Das ist freilich nicht der Heiland, wie gefällige Maler ihn immer wieder auf die Leinwand brachten, — keine heldische Pose, keine weichbewegte Linie; dafür aber der Menschensohn, dem die Stunde der tiefsten Verzweiflung zugleich die der größten Erhebung wurde. Echt deutsch aufgesetzt wie in Dürers Schmerzensmann, wie in einem der mächtigsten Gedichte der Droste-Hülshoff.

Auch die 1924 geschaffene Tafel „Weltflucht“ redet mit wunderbaren Jungen. Nicht das Goethische: „Selig, wer sich vor der Welt ohne Hass verschließt...“, klingt uns daraus entgegen, sondern das herzblutende Gefühl des Ausgestoßenseins, daneben das dumpfe Bewußtsein des Schiffbrüchigen, eine Planke gefunden zu haben, die vorerst über den ungeheuren Abgrund der Verzweiflung hinwegträgt. Ein Mann in weinrotem Kittel kauert in einer braun-goldgelb-grünen Höhle, unter einem blau-grünen Stückchen Himmels. Die Farben in ihrem beklemmenden Auf und Ab ein Echo des „Faust“-Wortes: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an.“ Vielleicht spielt auch hier der Gedanke an das wehvolle Schicksal hinein, das so viele unserer Volksgenossen von der Scholle getrieben und zu Parias gemacht hat, die nur von dem einen Wunsche beherrscht sind: ein Fleckchen Erde zu finden, das sie nicht von neuem ausspeit... Keine verblasene Allegorie, die tausend Deutungen zuläßt, sondern eine ins Stoffliche gebannte Idee von unmizverständlicher Eindeutigkeit, ein Schulbeispiel der Ausdruckskunst.

Dann die „Deutsche Mutter“ (1921). Eine Frauengestalt von mächtigem Körperbau, die einen nackten, ganz realistisch behandelten Jungmännerleibnam auf ihren Knien und in ihren Armen hält. Ueber ihrer roten Gewandung trägt sie einen in großen Falten herunterplätschernden weißen Ueberwurf, der dem Jüngling zum

Leichentuch dient. Eine ins Deutsche umgedachte Pietà; denn diese Schmerzensmutter, die mit tränenlosen Augen und versteinten Zügen vor sich hinsieht, ist unverkennbar deutsch. Erinnerungen an den in vorderster Reihe mitgekämpften Weltkrieg und sein stilles Helden-tum mögen hier den Maler beeinflußt haben, und wer (der Künstler sicher zuletzt) möchte absehen, in welche Gebilde sich seine Erlebnisse, beispielsweise vor Verdun und an der Somme, noch um-



Max Odon: Weltflucht, 1924

setzen. . . Je länger man sich in das schlichte und doch so herzbe-wegende Bild versenkt, desto mehr ahnt man aber auch seine über jede Begrenztheit hinausgehende symbolische Bedeutung: jene Ma-donna mit der Kummergestalt des Sohnes auf dem Schoße, ist sie nicht die unbekannte, immer nahe Macht, die das leidende Mensch-tum in Liebe umfängt! — Der Aufbau ist das nach oben gespitzte Dreieck, wie es aus den entsprechenden Gemälden anderer, etwa der italieni-schen Meister, überkommen ist.

Da durchschreitet die ganz hell gehaltene schlanke Nacktgestalt eines lichtstrahlenden Jünglings mit sieghaft segnender Gebärde die

Frühlingswelt. Die lebenspendende Sonne, wie sie sich unsere Alt-vordern in Baldur verkörpert dachten, wie sie der Künstler ersehnt als Heliant, als Heiland und Befreier aus der Zerrissenheit und Fron unserer Tage: „Zu Ihm wollen wir, dem Einen, dem Siegfried, dem Heiland, der uns wieder Reinheit gibt und klare Erkenntnis unseres Wesens, unseres Gottes. Mögen goldsüchtige Ausbeuter aus Ost und West uns im Nacken sitzen, mögen sie uns listig hintergehen und Scheinwerte in unsere kindhafte Michelseele spiegeln, uns mit Gewalt zu Fronarbeit treiben — es beginnt zu tagen. Wir werden die Goldtempel und ihre bunten Trugvorhänge niederreißen und notgeläutert die Seligkeiten unserer Innenschau zu deutschen Taten prägen. Denn: ‚Der Sieg, der die Welt überwindet, ist unser Glaube.‘“

Da ist eine in braun-rosa Töne getauchte Tempera mit einer aus allerhand Ranken emporziehenden Knospe, die Idee des Aufblühens versinnbildlichend. Da kauert ein Schreiber auf der Erde, von einer seltsamen Zeitlosigkeit umwittert, die ausgelöst wird durch das um sein Haupt sich ballende Himmelslicht: die Oelskizze zu einer „Offenbarung St. Johannis.“ Da ist eine Materialisierung des Begriffes Oberpfälzien als eines hohen Liedes der Arbeit: die Sonne, die alles überströmt, Rauchwolken und Dunst und Menschen, vorn den Bergmann, der in die Tiefe leuchtet, dahinter den andern, der mit gewaltigem Schlag zuhaut.

Kubistisch empfunden ist die „Felswand“ (1922). Zackig ausschiezende Grate, die jedem Hochtouristen Wonne schauer über den Leib jagen müssen. Das einzig Lebendige in dieser Steinwildnis links in einem Talgrunde ein paar Kiefern und auf der höchsten Spize fünf Birken, die sich mit ihren Wurzeln in den Rissen festgebissen haben und nun „allen Gewalten zum Trutz sich erhalten.“

1923 erwuchs dann die „Deutsche Stadt“. Gleichfalls eine Auseinandersetzung mit dem Kubismus, der Odor weder zur künstlerischen Zwangsjacke geworden ist, noch zur hysterischen Modeskitscherei, sondern zu einem Ausdrucksmittel besonderer (lies: ausfallener) Art, mit dem sich gleichwohl allerhand Vernünftiges sagen lässt. Das Stadtbild Breslaus von Fausts Zauber Mantel herab gesehen, an den Türmen und „der Straßen quetschender Enge“ unschwer erkennbar, zu einer sonnüberfluteten Einheit mathematisch stilisierter Baulichkeiten zusammengedrängt. Es wirkt wie eine Erlösung, einer zu Tode geheizten Kompositionsmöglichkeit einmal in einer gemäßigten Form zu begegnen, die dem Schönheitsbegriffe nicht ins Gesicht schlägt und nicht an unseren gemarterten Nerven zerrt.

Mit diesen Versuchen ist Odon schnell fertig geworden. Der 1922 entstandene „Waldbach“ zeigt ihn schon auf einer andern Bahn. Es ist der Durst nach Licht und Luft, der Hunger nach Schollennähe und Schollenseligkeit, der ihn in hellgrünen Farbtönen schwelgen und schon durch die Fleckverteilung das Murmeln des über die Steine springenden Baches andeuten läßt.

Bei einem solchen Bilde vergibt man ganz, daß es „Kunstrichtungen“ gibt, die als mehr oder weniger klangvolle „Ismen“



Max Odon: Der Waldbach, 1922

den Kampf ums Dasein führen. Was fangen wir Nicht-Künstler mit grauen Theorien an? Wir wollen fertige Werke sehen und fragen den Teufel darnach, auf welche „Schule“ ihr Schöpfer eingeschworen ist. Ein- und Ausdruckskunst z. B. — in welchem echten Künstler bestünde wohl eine reinliche Scheidung? Etwas Geschautes gilt es zu geben; ob mit dem äußerem Auge geschaut oder dem inneren, ist es nicht gleichgültig, wenn nur das Auge gesund ist? Sie haben ja auch nicht nur gemalt, was mit den Augen zu greifen ist, die alten Meister, haben je und je ein Stück von ihrem Selbst hineingetragen in ihre Werke. Die Paarung war da, von je! Gewiß, jede Zeit sieht

mit ihren eigenen Augen und sucht sich ihre eigenen Ausdrucksmittel; niemand wird ihr das streitig machen. Aber ebenso wenig wollen wir, die Aufnehmenden, uns das Recht verkürzen lassen,



Max Odon: Mutter am Waldhang, 1924

unsere eigenen Augen zu gebrauchen. Schüttelt nur den goldenen Baum des Lebens, ihr Künstler, aber werft uns keine tauben Nüsse hin! Wir sind dankbar für das „Schöne“ in jeder Form, wollen uns gern von den Schaffenden in ihr Zauberreich entführen lassen; nur darf es keine Schreckenskammer sein, deren Delirien uns bis in unsere Träume verfolgen. Wir sind immer dankbar,

wenn wir einem Werke begegnen, ausgeglichen nach Gehalt und Gestalt, voll starker Natureindrücke und reich an geistig-seelischen Werten. Und solche Werke finden wir auch bei Max Odor, begrüßen eines mit besonderer Ehrfurcht, seine „Mutter am Waldhang.“

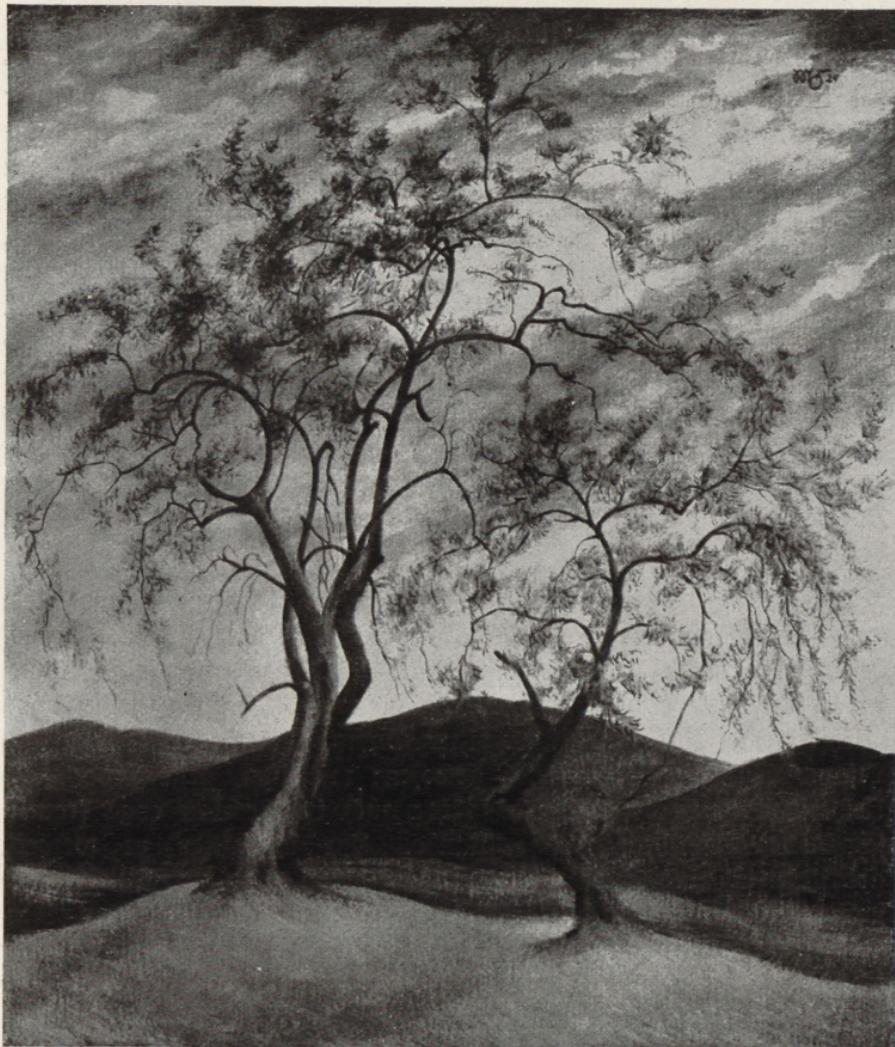
Die „Mutter am Waldhang“, der der Künstler die Züge seiner Eheliebsten gegeben hat, könnte nach Anbringung eines himmlischen Merkmals ohne weiteres als „Madonna im Hag“ gelten. Andere werden darin ein freundliches Waldmärchen sehen: Genoveva, die ihrem Schmerzensreich mit den Blumenglöckchen ein Liedchen vorklingelt. Was uns bei unseren altdeutschen Meistern, einem Lucas Cranach etwa, so anheimelt, ist auch in dieser Tafel enthalten: die Phantastik des deutschen Waldes mit seinem knorrigen Wurzelwerk, seiner tauigen Frische und seinem Harzgeruch. Wie wundervoll sind die Farben aufeinander abgestimmt: das Hellrot in dem Kleide der Mutter, das Blaugrün des Tuches und das Braungelb des Waldbodens.

Einen weiteren Beleg für die Erdverbundenheit, die den Künstler wieder in ihren Bann schlägt, bildet die „Februarsonne“, gleichfalls aus dem Jahre 1924. Das stark blau angehauchte Bild zeigt zwei weltabgeschiedene Hütten im Hochgebirge, ein paar winterlich kahle Laubbäume, einen dunklen Nadelholzbusch; dahinter staffelförmig aufgetürmt die gleichfalls verschneiten Bergzüge, auf die die verschleierte Sonne ein Bündel Strahlen hinunterwirft. Ein Naturausschnitt, so Wirklichkeitsfroh und erdverhaftet, daß einem das Herz im Leibe lacht vor so viel friedvoller Majestät.

Und nun zu guter Letzt der köstliche „Spätsommer“, auch 1924 gereift. Die Wiese vorn ist dunkelgelb-grün gehalten, die Berge dunkelblau-violett, der Himmel über den Bergen hellblau-grün, die Wolken hellgrau-violett und hellkupferrot. Die einfarbige Wiedergabe kann die beglückende Skala dieser Töne nur entfernt ahnen lassen, bestreikt uns aber mit der ganzen Gewalt der inhaltlichen Stimmungswerte. Wie diese schlanken Stämme, diese zarten Äste und Zweige sich gegen den Himmel abheben! Wie die Wolkenkähne am Himmel treiben! Wie das zufällige Beieinander dieser beiden Bergkinder sich zum persönlichen Verhältnis entwickelt hat in der Art, wie der kleinere und schwächere Baum sich vertrauend, mit gebogenen Knien dem älteren naht und der mit der großen Gebärde der Selbstverständlichkeit den Kameraden unter seine Fittiche nimmt! Diese Einsamkeit, diese Erdnähe — man könnte aufschreien vor Sehnsucht nach dieser unberührten Natur... Das ist dieselbe Freude an der Besetzung des Unbesetzten, wie sie etwa in Eberhard König, auch einem Schlesier, den „Waldschratt“

entbunden hat, eine Gestalt von bezwingender Frische und Blutwärme.

Die Natur wird auch der Boden sein, aus dessen Berührung beide Künstler — dem Riesen Antäus gleich — immer neue Kraft



Max Odor: Spätsommer, 1924

schöpfen werden. Sie haben so viel Verwandtes in ihrem Wesen, der jüngere Ober- und der ältere Niederschlesier, der Bild- und der Wortkünstler, der übrigens auch starke bildkünstlerische Anlagen hat: den gleichen Grüblersinn und dieselbe Lust zu fabulieren, dieselbe Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit der Gesinnung, den gleichen Willen zum Werke — so viel Verwandtes; denn die starken Wurzeln

ihrer Kraft reichen in denselben Boden ihrer schlesischen Heimat hinein. Dieser Boden wird ihnen auch weiter die beste Nährmutter sein. Denn, das dürfen wir nach dem bisher Geleisteten hoffen, beide haben das Land der unbegrenzten Möglichkeiten erst betreten. . .

*

Auch als Griffelkünstler hat Odon sich betätigt. Hierbei ließen sich die gleichen Wandlungen aufzeigen wie bei seiner Malerei. Da aber das graphische Werk über 300 Blatt umfaßt, so muß es einer besonderen Studie vorbehalten bleiben, es im Zusammenhange zu würdigen. Da sind Steinzeichnungen, teils mit spitzer Kreide linear gehalten, wie der Tempelstürzer „Simson“, teils mit breiter Kreide hingewischt, wie der „Berserker“, ein rechter Hauinsfeld, oder die weitatmigen Höhen des „Költzschesberges“. Auch an Holzschnitten, Radierungen und Zinkätzungen sind beachtliche Proben vorhanden. Hierbei verwendet der Künstler mitunter dieselben Vorwürfe wie in seinen Gemälden; das geht z. B. aus dem „Heliant“-Holzschnitt hervor, der allerdings teilweise wie eine anatomische Studie wirkt. Man beachte die beiden bezeichnenden Portraits der schlesischen Dichter Stehr und Arndt unter den Kunstbeilagen dieses Heftes.

*

Max Odon wurde am 26. Juni 1886 in Laurahütte geboren. Schon als Knabe hat er künstlerische „Aufträge“ für seine Kameraden erledigt, etwa Indianergeschichten und deutsche Heldenlegenden illustriert. Auf dem Kattowitzer Gymnasium ist er Schüler des Lehrer-Dichters Bruno Arndt gewesen; mit ihm, dem leider früh Verstorbenen, verbanden ihn später auch in Breslau enge freundschaftliche und künstlerische Bande. Um Techniker zu werden, arbeitete er eine Zeitlang in einer Fabrik, bis die Gemäldeausstellung eines polnischen Künstlers in Kattowitz den unwiderstehlichen Drang zur Malerei in ihm weckte. An der Breslauer Kunsthochschule ist er im Aktzeichnen Schüler von Busch und Kämpfer gewesen. Als Zeichen- und Turnlehrer hat er in Neiße fröhlichen Unterricht gegeben, oft beides in der freien Natur verquickend. Zum Heeresdienste eingezogen, hat er dann endlich Gelegenheit gefunden, während eines Offizierkurses in Döberitz die Berliner Museen zu besuchen. Vor allem vor der Feuerbachschen „Musik“ in der Nationalgalerie hat er voll Ehrfurcht gestanden. Aus dem Studium alter Meister, über die wir nicht hinausgekommen seien, und von denen uns nur ein Wandel der Technik und Farbe unterscheide, hat er sich seine eigene Ästhetik gebildet, über die er im ersten Heft des „Ostwärts“ spricht.

Erleben aus der Ruhe und Erleben aus der Bewegung sind die ursprünglichsten Möglichkeiten der Welterfassung. In der griechischen Kunst herrscht die Wagnerei als Sinnbild der Ruhe, sie ist darum das „in stiller, einfachster Gestaltung gebildete Denken über den Körper im Raum.“ Durch das deutsch-nordische Erlebnis ist dagegen das bewegte Sein bedingt. Richtunggebend wird die Senkrechte. Der Herrscherwille beseelt uns ebenso, wie der Wille zur Vereinigung, Menschheitsbeglückung. Die „Innigkeit“ schlägt Wurzel bei uns. Fühlen wird uns gegeben zu endloser Freude, endlosem Leid. Musik und Weistum; Beweglichkeit und Gedanke sind unsere ureigenen Ausdrucksmöglichkeiten. Wie um Gott und Ich das Denken des Weisen kreist, so sind Sonne und Auge Endpunkte des Malerwillens. Das Göttliche können wir freilich nicht lebend erfassen, nur ahnen, in Sinnbildern verkörpern. Das jenseitige, überhelle Angesicht Gottes zu ewiger Freude unseres Volkes in dieses karge, sehnsüchtige Erdensein zu zwingen, den Sieg über die Welt zu erringen, indem wir das Göttliche, Übersinnliche versinnlichen, aus der gottgeschaffenen Welt der Dinge das Göttliche anschaubar für alle Geschöpfe gestalten, daß wir unser Dichten und Denken zu ewig zielstrebigster Sicherheit bildhaft an die verschlungenen Pfade unseres Lebens stellen, das ist Sinn unserer Malerei, Sinn unserer Kunst.“ Das bloße Abschreiben der Natur kann den Künstler nicht befriedigen, immer wird er eine Steigerung über sie hinaus in verschiedenen Möglichkeiten anstreben. Die völlige Ungegenständlichkeit der Allermodernen ist falsche Anwendung der Musikgesetze auf die Malerei: „Ehrfurcht vor der Natur, ohne knechtische Furcht vor den Dingen der Welt, das ist die Grundlage, auf der wir bauen müssen. So ergibt sich für das deutsche Volk die Forderung: Das Bild sei die zum Einklang gehändigte, sieghafte Verwirklichung eines geistigen Inhaltes in bewegter dinglicher Gestaltung im Dienste eines höchsten Gedankens.“ Bei Grünewald vor allem findet Odón Rhythmus und Inhalt, die Auflösung des Stofflichen durch das Geistige: „Auferstehung des Lichtes, Auferstehung Gottes im Kunstwerk, denn: „der Sieg, der die Welt überwindet, ist unser Glaube.“

*

Odón ist durchdrungen von der Wichtigkeit des Handwerks in den künstlerischen Schaffen. Die Fürsten der Malerei — nur dadurch, daß sie von der Reibekeule auf „lernten“, sind sie zu Pfadbahnhörnern geworden. Für den Lehrer — Odón unterrichtet am Gymnasium Zum heiligen Geist und an der Akademie der bildenden Künste in Breslau — ist ein solcher Standpunkt nicht gleichgültig, vor allem in einer Zeit, wo gewisse Malprofessoren die Talente auf

die Schnellbleiche legen und die meisten Maler ihre Farbentechnik in der Tube beziehen. Ein Matthias Grünewald, ein Feuerbach, ein Marées, sie leuchten Odön voran in dem Denken im Material, in der unentwegten Hingabe an eine Idee, in der ewigen Unzufriedenheit mit dem Geleisteten. Unter solchen Zeichen wird er ein Eigener bleiben und seinem Hochziele nahe kommen. Wie es einst aussieht — er kann das ebenso wenig wissen wie ein anderer. Genug, daß man ihn mit der Leidenschaft und Hingebung an der Arbeit sieht, die ja allein eine Zukunftsbürgschaft ist. . .

Aus politischen Schriften

„Und das ist das schlimmste, wenngleich unvermeidliche Stadium solcher Übergangsperioden, wo das Volk nicht weiß, was es will, weil es weder für die Vergangenheit, die ihm genommen, noch für die Zukunft, die noch nicht fertig, ein Herz hat. Denn das Volk lebt weder von Brot noch von Begriffen allein, sondern recht in seinem innersten Wesen von Ideen.“

Joseph von Eichendorff

Aus „Ahnung und Gegenwart“

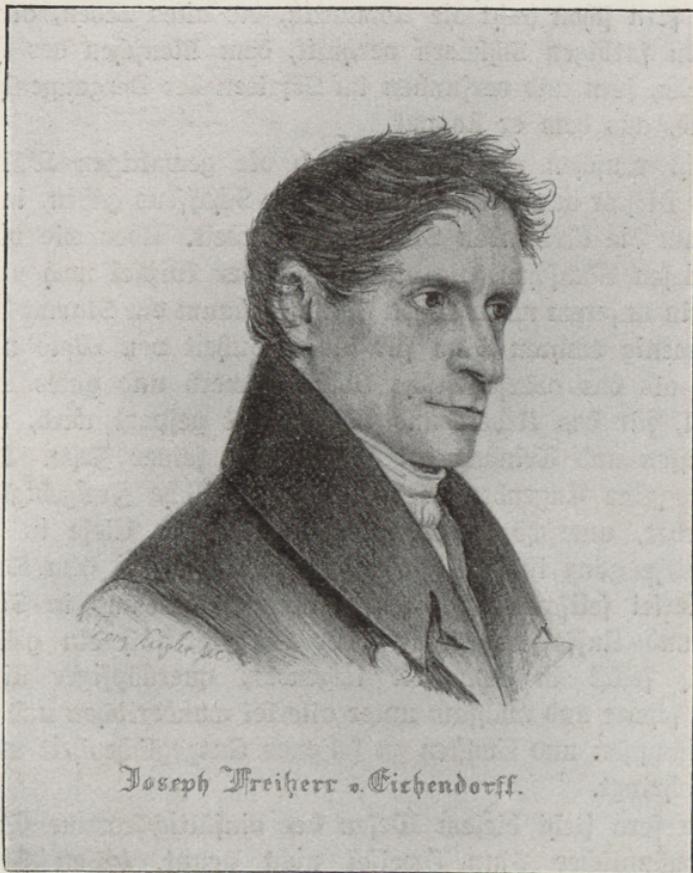
„Wie wollt Ihr, daß die Menschen Eure Werke hochachten, sich daran erquicken und erbauen sollen, wenn Ihr Euch selber nicht glaubt, was Ihr schreibt, und durch schöne Worte und künstliche Gedanken, Gott und Menschen zu überlisten trachtet? Das ist ein eitles, nichtsnußiges Spiel, und es hilft Euch doch nichts, denn es ist nichts groß, als was aus einem einfältigen Herzen kommt — — — Habe ich nicht den Mut, besser zu sein als meine Zeit, so mag ich zerknirscht das Schimpfen lassen, denn keine Zeit ist durchaus schlecht. Die heiligen Märtyrer, wie sie, laut ihren Erlöser bekennend, mit aufgehobenen Armen in die Todesflammen sprangen — das sind des Dichters echte Brüder, und er soll ebenso fürstlich denken von sich; denn wie sie den ewigen Geist Gottes durch Taten ausdrückten, so soll er ihn aufrichtig in einer verwitterten, feindseligen Zeit durch rechte Worte und göttliche Erfindungen verkünden und verherrlichen.“

Joseph von Eichendorff

Joseph von Eichendorff, der Lyriker des ober-schlesischen Waldes

Von Dr. Wilhelm Schuster, Kattowitz

Joseph von Eichendorff, der größte deutsche Dichter, den die alte Grenzmark Oberschlesien hervorgebracht hat, gilt heute dem Oberschlesier, allem Kultus, der mit ihm hier getrieben wird,



Joseph Freiherr v. Eichendorff.

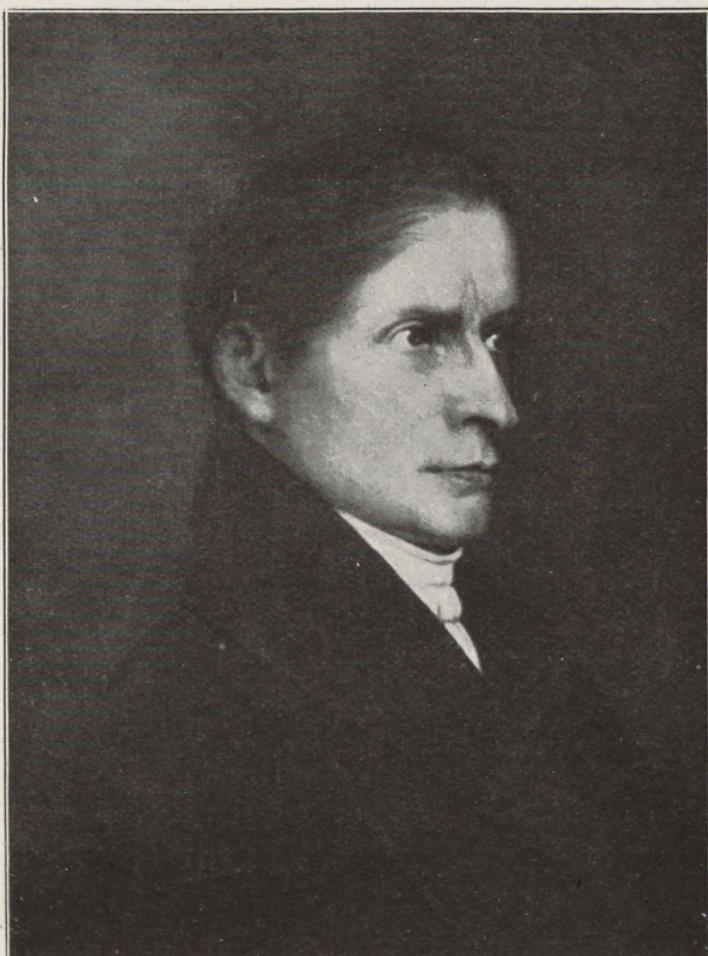
zum Troß, nicht eigentlich als der heimatliche Dichter, in dem dieses seiner Nationalität wie seinem Wesen nach seltsam zwiespältige Volk den reinen Spiegel seiner Seele erblickte. Um das zu verstehen, muß man wissen, daß dieses Land vor hundert Jahren noch im Dornrösenschlafe seiner unermesslichen Wälder, mit wenigen, verträumten Städtchen, ruhend, heute in seinem Schoße einen der schwärzesten und lärmendsten Industriebezirke Europas birgt. Er ist das Kerngebiet geworden, das sich immer weiter ausgreifend in die Kiefernwälder hineinfrißt. Die dort beschäftigten Arbeiter wohnen mit ihren Familien oft stundenweit in den stillen, kleinen

Walddörfern, Bauern und Güter finden dort mit ihren Erträgnissen den lohnenden Absatz. So ist zwar äußerlich ein ungeheurer Gegensatz zwischen dem flachen Lande und den Industriegebieten entstanden, der sich aber im Grunde so stark nicht auswirkt, da die Industrie, einem großen Spinnennetz gleich, ihre Fäden überall hin erstreckt und wohl kaum ein Mensch dort lebt, der nicht durch Beruf oder Verwandtschaft irgendwie mit ihr verknüpft wäre. Daher ist das Dichten Eichendorffs dem Oberschlesier doppelt ferngerückt: fern schon steht die Romantik, die alles Leben, alles Sein mit ihren farbigen Schleieren verhüllt, dem Menschen des härtesten Tagewerks, fern und versunken im Schatten der Vergangenheit ruht das Land, aus dem er kommt.

Wohl rauschen und räunen noch die gewaltigen Wälder, die unserem Dichter den Grundakkord seines Schaffens gaben, in weitem Bogen um die lärmenden Stätten der Arbeit. Aber wie viele sind unter diesen Menschen, die die Sprache der Wipfel noch verstehen? Mir ist in unserem naturfrohen Zeitalter kaum ein Stamm begegnet, der so wenig wahren Sinn für die Schönheit von Wald und Feld beweist, als das oberschlesische Volk. Erwerb und gutes Leben ist das Ziel, für das Arbeit und Mühe nicht gespart wird, viel und gutes Essen und Trinken der Hauptinhalt seiner Feste. Dem entsprechen seine Tugenden, seine große gastliche Freigebigkeit und sein derber, unerschöpflicher Humor. Wo aber Tiefe in ihm ist, da ist diese ganz ins Religiöse gewendet, das bei dem Landvolke noch allerlei seltsame Schlacken uralten Heidentums in Sitte, Gebrauch und Auffassung trägt, oder es zeigt sich ein grübelnder, mit sich selbst in Zwiespalt liegender, querköpfiger Sinn, der sich nur schwer und mühsam unter allerlei wunderlichen und schmerzlichen Kämpfen und Zwisten zu seltener Ausgeglichenheit und Klarheit durchringt.

Wie fern steht diesem Wesen der einfältig-fromme Edelmann, dessen männlicher Sinn Zweifel nicht kennt, dessen Seele auf einige große Grundakkorde gestimmt ist, in deren musikalischer Abwandlung er sein Dichten erschöpft. Dennoch ist er ein Kind dieser Landschaft im eigensten Sinne, die Stimme gewordene Seele dieses hügeligen Waldlandes, mit dem ruhig wandelnden, gewundenen Oderstrom, mit den weißen Schlössern seines alten Adels und ihren großen schattendunkelnden Parken, den kleinen verschlafenen Landstädtchen, deren viereckigen Marktplatz, den Ring, irgendeine alte Mariensäule oder ein plätzcherndes Brünlein bewacht. Seele dieser Landschaft, die dem Tode geweiht scheint, und die dem, der sie mit empfänglichen Augen durchwandert, wie ein Stück aus einer

versunkenen Welt anmutet. Ihre etwas einsförmige Schönheit erklärt den Mangel an Mannigfaltigkeit, den man dem Dichter deshalb zu Unrecht vorwirft, weil er im Tiefsten mit dem Wesen seiner Lyrik zusammenhängt, also nur die Kehrseite seines Vorzuges und seiner Einzigkeit ist. In dem heiteren Schwaben etwa, mit seiner wechselvollen Landschaft und der Tracht seiner historischen Er-



Joseph von Eichendorff

innerungen, mußten andere Dichternaturen erwachsen, wie Uhland und Mörike, der eine mit der bunten Bilderfülle historischer Erinnerungen, der andere mit seinem erstaunlichen Reichtum an lyrischen Tönen. Deshalb gehen „Verwandtschaften“, wie man sie mit der Lyrik Uhlands und Tiecks feststellt, nicht viel über das Handwerkliche hinaus und dringen jedenfalls nicht ins Wesentliche.

Man hat gesagt, daß die Mutter der Eichendorffschen Muse die Sehnsucht nach dem verlorenen Jugendland sei („und bilden d

wird im Herzen — die alte Wehmuth wach"), und in der Tat liegen hier die Wurzeln seiner Kraft:

Mein Gott, dir sag ich Dank,
dass du die Jugend mir bis über alle Wipfel
in Morgenrot getaucht und Klang . . .

Die Erinnerung an das freie Leben in Wald und Flur auf Schloß Lubowitz bei Ratibor, auf dem väterlichen Jagdschloße Sumin oder auf der alttümlichen, im Jahre 1811 durch Feuer zerstörten Burg Tost begleitet ihn durch das Leben, als die "verworene" Zeit ihm längst dieses Jugendparadies entrissen hat, und dieser sehnsuchtsvollen Erinnerung danken wir auch unmittelbar eine ganze Anzahl seiner schönsten Gedichte: "Denkst du des Schlosses noch auf stiller Höh?", die drei kleinen Gedichte, die zu dem Zyklus

*An blinden Dingen mag man wohl beschlagen,
Denn rings im Lande von Angenossen gebriefft;
Dorf Glawatzin wirß in die Harfe zu legen
Und um so feller stralt die grüne Linse.*

Danzig v. 15. August 1846.

Franz Liszt v. 1846.

„Erinnerung“ zusammengesetzt sind: „Lindes Rauschen in den Wipfeln“, „Die fernen Heimathöhen“, „Ich hör' die Bächlein rauschen“ und etwa „Hörst du nicht die Quellen gehn“ und viele andere mehr. Die Stimme dieser Sehnsucht ist unter den beiden gesiederten Sängern, die der in seinen Motiven so sparsame Dichter nicht müde wird, zu feiern, die Nachtigall. Und hier sehen wir zugleich, wie dieses Heimverlangen eng verschlungen ist, einen Teil bildet der romantischen Sehnsucht. Als Dichter dieser romantischen Sehnsucht nach einem freien Schönheitsreiche fern dem Sausen der stets betrogenen, geschäftigen Welt, als deren irdisches Abbild die grüne Waldeinsamkeit besteht, ist der Dichter heute zunächst dem waldfrohen deutschen Volke lieb und teuer. Von hier aus gesehen gehört die Nachtigall in die Motivreihe zu Waldhorn und Laute, zu Reh und Hirschlein, zu Marmorbild, Brünlein, Mondenschein und ewigen Sternen. Was daneben noch an Feien, Seejungfrauen, Seekönigen und anderem Spuk, den in Oberschlesien heimischen Wassermann nicht

zu vergessen, herumgeistert, davon soll an anderer Stelle noch gesprochen werden, gar so viel ist gerade hiervon nicht lebendig geblieben.

Wir halten noch einen Augenblick bei der Nachtigall still, in der sich nicht allein Heimverlangen und Romantik zusammenfinden, in deren schmerzensfüßer Sehnsuchtsklage noch ein dritter Ton mit-schwingt, der nun auf die Spur führt, die noch tiefer hinein in die Seele des Dichters leitet und seiner ganzen Lyrik den vertieftesten Hintergrund gibt, ohne den hohe Dichtung nicht ist. Nach diesem dritten Ton gehört die Nachtigall noch in die Motivreihe des wehenden Windes, der wandelnden Ströme, der auf glänzendem Flusse oder blauem See dahinziehenden Schiffe, der segelnden Wolken, der reisenden Vögeln und nicht zuletzt des Menschen als des irdischen Wanderers selbst. Wie sich diese, oft mit denselben Worten, immer wiederkehrenden Bilder weltanschaulich weiten, oder wie wir sehen, warum diese Bilder und Motive unmittelbar aus der frommen Seele des Dichters aufsteigen, zeigt wohl am schönsten das Motiv des Stromes. Viele Male klingt es rein bildhaft auf:

Die Quellen von den Klüften,
die Strom auf grünem Plan . . .

Von fern im Land der Ströme Gang . . .

So silbern geht der Strome Lauf . . .

Wie aus dem Traume strekt sich
der Strom durch die stille Au . . .

Die Strome nur, im Tal geschlungen,
sie blicken manchmal silbern auf . . .

Aber voller und mächtiger mit dem ganzen symbolischen Gehalt:

Es bricht der Strom mit feuertrunknen Fluten
durchs enge Steingeklüft, wie er sich rette
zum ew'gen Meer — ach, wer da Flügel hätte!

Und in fast lehrhafter Deutlichkeit wird der Symbolgehalt dieses Motives in „Dichterfahrt“ ausgesprochen:

Wir haben wohl hinieden
kein Haus an keinem Ort.
Es reisen die Gedanken
zur Heimat ewig fort.

Wie eines Stromes Dringen
geht unser Lebenslauf,
Gesanges Macht und Ringen
tut helle Augen auf.

Und Ufer, Wolkenflügel,
die Liebe hoch und mild —
es wird in diesem Spiegel
die ganze Welt zum Bild.

Dich röhrt die frische Helle,
das Rauschen heimlich kühl,
das lockt dich zu der Welle,
Weil's draußen leer und schwül.

Doch wolle nie dir halten
der Bilder Wunder fest,
tot wird ihr freies Walten,
hältst du es weltlich fest.

Kein Bett darf er hier finden,
wohl in den Tälern schön
siehst du sein Gold sich winden,
dann plötzlich meerwärts drehn.

Die gleiche Auswirkung des Bildes wie beim Strom zum Sinnbild der menschlichen Reise zur Ewigkeit kann man bei dem allgemeineren Motiv des Wanderns und bei anderen der zu dieser Reihe angeführten Motiven verfolgen. Alles das ist altes Erbgut, wie man überhaupt bei Eichendorff nicht nach irgendeiner Bereicherung der dichterischen Bilder und Motive suchen darf. Ganz eigen ist ihm aber ihre Durchdringung und Zusammenfassung, die fromme und doch freie Gefühlsbetonung und, so wenig er auch im eigentlich rhythmischen Sinne ein Neuschöpfer ist, die wundersame, bald dunkel-weiche, bald aufsauchzend helle Melodieführung seiner Verse. Zwischen dieser Melodieführung und der weltanschaulichen Vertiefung — ich nenne das den dichterischen „Hintergrund“ — besteht ein geheimer Zusammenhang, den wir erahnend fühlen, aber nicht begrifflich zu fassen vermögen. Unausgesprochen vom Dichter und vom Hörer nur gefühlsmäßig ergriffen, schwingt diese symbolische Tiefe in allen seinen Bildern und Gedichten.

Eichendorff ist Mystiker und darin Schlesier, aber er kommt zur Mystik nicht mit einer vom Schicksal und an der Härte der realen Dinge wundgestoßenen Seele. Die Wehmut seines irdischen und himmlischen Heimverlangens ist eine milde, und der frische Mut und die in sich ruhende, klare Sicherheit bleibt ihm bis ins Alter treu, da der müde Wanderer gefaßt und ruhevoll dem Tode ins Auge blickt:

Wenn's einst dunkelt auf den Gipfeln
und der kühle Abend sacht
niederrauschet in den Wipfeln:
O Maria, heil'ge Nacht!
Läß mich nimmer, wie die andern,
decke zu der letzten Ruh'
mütterlich den müden Wanderer
mit dem Sternenmantel zu.

Die Stellung zum Tode ist ein Prüfstein für jeden Dichter, hier blickt man ihm unmittelbar ins Herz. Man denke an Theodor Storm, den die heimliche Angst vor dem Würger niemals verläßt. Ein verhaltener Grundton, zittert sie dumpf durch sein Dichten, und über die hellste Sonnenlandschaft huscht oft unvermutet ihr dunkler, unheimlicher Schatten. Eichendorff kennt keine Todesfurcht. Einigermal klingt das Motiv volksliedmäßig, spielmannhaft bei ihm an: „Denn der Tod ist ein rascher Gesell!“ Aber erscheint das teils nur als Ornament, teils, tiefer gefaßt, als Mahnung stets bereit zu sein, so ist der Grundton vertrauensvolle Erwartung. Der Dichter, das Kind und der erwählte Liebling des Frühlings, singt sich hinüber in den ewigen, den himmlischen Frühling. Hier ist Ruh nach der Wanderschaft, ist Wiedersehen — Heimat! Dieser trostreiche christliche Glaube gibt auch den friedlichen Grundton in den erschütternden Gedichten „Auf meines Kindes Tod“, die 1832 entstanden. Hier ist eine der Stellen, wo das Leben, wie es ist, mit seinen Härten und unausweichlichen Forderungen in das Dichterreich der Schönheit und Sehnsucht einbricht, aber auch hier erscheint es poetisch-christlich verklaert:

Wir armen, armen Toren!
Wir irren ja im Graus
des Dunkels noch verloren —
du fandst ja längst nach Haus.

Sonst ruht das Leben außerhalb vor den Toren dieses Reiches und nur „verworren“ tönt wie fernes Meeresbranden das Rauschen seines geschäftigen Treibens herüber.

„Wirren“ und „verworren“ sind wieder bezeichnende Lieblingswörter des Dichters. Sie deuten nicht nur auf das akosmische, auf das feindliche oder sündliche Element des Lebens, sondern ganz allgemein auf sein magisches Element. Ueberall, wo dieses aufklingt, stellt das Wort sich ein:

Da sah der Abend durch die Bäume herein,
der alle die schönen Bilder verwirrt.

Rein sinnlich-bildhaft scheint es hier gar nicht besonders gut gewählt, denn der Abend läßt zwar die Bilder (schimmernde Felder und gehende Ströme sind vorher genannt) ineinander verschwimmen, aber er faßt mehr zusammen, vereinfacht zunächst mehr, als daß er „verwirrt“. Dies Wort ist denn auch hier weniger des bildhaften Eindrucks wegen gebraucht (das Bildhafte der Landschaft wird ja stets bei Eichendorff nur ganz allgemein — volksliedhaft — angedeutet), als vielmehr wegen des ihm für den Dichter anhaftenden magischen Gefühlstones. Der Abend kommt, die sichere, heitere Klarheit der Bilder verschwimmt, sie verdunkeln, und mit dem Dunkel steigt die unheimliche Macht empor, die nach dem spielenden

Kinde langt. Das Wort steht hier übrigens nicht etwa irgendwie betont an besonderer Stelle (es ist das erste Gedicht der Reihe „Auf meines Kindes Tod“), aber gerade darum zeigt sich hier schön, wie viel „Hintergrund“ die Eichendorffsche Lyrik hat und wie — echt lyrisch — alles auf den Gefühlston gestellt ist, aus dem Gefühl herausquillt. Für den Gehalt des Wortes, in dem sich unter dem gemeinsamen „Magischen“ verschiedene Linien kreuzen, seien noch einige Beispiele gegeben:

„Tief die Welt verworren schallt.“

„Und das Wirren bunt und bunter
wird ein magisch wilder Fluß.“

„O wunderbarer Nachtgesang:
Von fern im Land der Ströme Gang,
leis Schauern in den dunklen Bäumen —
wirrst die Gedanken mir,
mein irres Singen hier
ist wie ein Ruf nur aus Träumen.“

Und wie das letzte Beispiel die innerliche Beziehung zwischen den geheimnisvollen Stimmen der nächtlichen Natur und dem traumhaften Singen des schwärzenden Dichters ausspricht, so bezeichnet das Wort nun auch den (magischen) Zustand des schöpferischen Augenblicks

„Gehen ew'ge Liederquellen
mir verwirrend durch die Brust.“

Sei nun diese magische Wirrnis die des Lebens, das den Menschen von der ewigen Klarheit und Reinheit der himmlischen Bahnen der Gestirne zur Sünde lockt, oder den im Reiche ewiger Schönheit Schwärzenden in die Fesseln des geräuschvollen Alltags schlägt, sei sie die Zauberwelt der Feien und Geister, die geheimnisvolle Stimme der Natur oder die im innersten Busen aufrauschende Gewalt des dichterischen Genius, sie gehört zu den echt romantischen Motiven in der Eichendorffschen Lyrik. Echt romantisch ist es auch, wenn er gegen das den Dichter verwirrende Leben in seinen wenigen humoristisch-satirischen Gedichten vom Leder zieht. In philistros! Gegen Aktenstaub und Wichtigerei der Gernegroße. Dieser Zug sei zur Vervollständigung des Bildes nur erwähnt. Eng an die magische Wirrnis schließt sich ihr Gefühlsausdruck, der magische „Schauer“, auch ein Lieblingswort des Dichters, das immer wiederkehrt, oft mit dem „Grauen“ im Bunde:

„Dämmerung will die Flügel spreiten,
schaurig röhren sich die Bäume,
Wolken ziehn wie schwere Träume —
was will dieses Grauen bedeuten?“

„Nur von den Bergen noch rauschet der Wald
und mich schauret im Herzensgrunde.“

„Und es schweifen leise Schauer
weiterleuchtend durch die Brust.“

Ehe wir nun zu den Romanzen übergehen, in denen diese magischen Schauer des Romantikers gleichsam Gestalt und Leben gewinnen, wollen wir unsere kurze Wanderung durch die Welt des Dichters — wir glaubten sie um so kürzer und oft nur andeutend fassen zu dürfen, als wir hoffen, daß schon bei dem Namen „Eichendorff“ jedem Deutschen zahlreiche Strophen und mit ihnen eine ganze Gefühlswelt aufklingen — mit der Aufdeckung einer letzten Motivreihe beschließen, die dem Bild des Dichters einen bedeutsamen Zug hinzufügt, ohne den er niemals der Liebling seines Volkes geworden wäre, der er ist und bleiben wird. Wir wollen diese Motivreihe die des „frischen Mutes“ nennen.

Ich hab' nicht viel hinieden,
ich hab' nicht Geld noch Gut;
was vielen nicht beschieden,
ist mein: — der frische Mut.

Das schreibt der Jüngling 1812 an seine Braut, Louise von Larisch, und diese quellklare Fröhlichkeit „aus Herzensgrund“ bleibt ihm bis zuletzt erhalten. So fern dem eigentlichen Leben die Lyrik Eichendorffs steht, hier röhrt sie tief an den für dieses Leben bedeutungsvollsten Grundzug deutschen Wesens: die unverdrossene, frohinnige Lebenstüchtigkeit. Trotz alles Schwärmens des Romantikers! Ja, dieses Schwärmen erhält von hier aus, einbezogen den religiösen Grundzug des Dichters, erst seine rechte Erhellung. Es ist nicht die sich übersteigernde Jenseitigkeit der „Gotik“ *) (der eine Pol germanischen Wesens), es ist Weltvertiefung, Weltinnigkeit, bei ihm ins Religiöse gewendet. Zwischen diesen beiden Gegensätzen pendelt die deutsche Seele. Eichendorff ist das schönste Beispiel für die Vermählung dieser Weltinnigkeit, die ihre traumferne Versunkenheit durch das Zeitelement der Romantik erhält, mit den Gedanken des Christentums. Auch in dieser Hinsicht steht er von Natur aus dem Volksliede des 15. und 16. Jahrhunderts nahe, das den gleichen Charakter zeigt. Er wuchs in dieses Volkslied hinein und seine Kunst wuchs aus ihm heraus, weil er eines Geistes mit ihm war.

Wie das deutsche Volkslied, liebt er zwei unter den gefiederten Sängern in Wald und Flur vor allen anderen. Von der einen, der Stimme der Sehnsucht, der Nachtigall, haben wir gesprochen. Die andere ist die Lerche. Sie ist die Sängerin der Freude („die Lerchen

*) In dem jetzt — seit Worriinger — gebräuchlichen Sinne. Als historische Erscheinung in ihrer Gesamtheit läßt sich die Gotik nicht restlos auf diese einfache Formel bringen.

ſchwirren hoch vor Lust"), der Morgenbote, dem der erste Strahl der aufgehenden Sonne die Flügel säumt, den frühen Wanderer grüßend und ihm den frischen Mut ins Herz singend. Und sie ist von allen Sängern in Wald und Feld die letzte:

„Wenn schon alle Vögel schweigen
in des Sommers schwülem Drang,
sieht man, L e r c h e, dich noch steigen
himmelwärts mit frischem Klang.“

Er wird nicht müde sie zu feiern:

Ins Grüne ziehn Sänger, Reiter,
ein jeglich Herz wird weiter,
möcht' jauchzend übers Grün
mit den L e r c h e n ins Blaue ziehn.

Aber die Grundlage dieser rauschenden, überschäumenden Fröhlichkeit ist das feste mutige Herz, das seines Gottes gewiß den Kampf nicht scheut:

Doch wen die Stürme fassen
zu wildem Tanz und Fest,
wen hoch auf dunklen Straßen
die falsche Welt verläßt:

Der lernt sich wacker rühren,
durch Nacht und Klippen hin
lernt der das Steuer führen
mit sichrem ernsten Sinn.

Der ist vom echten Kerne,
erprob't zu Lust und Pein,
der glaubt an Gott und Sterne,
der soll mein Schiffmann sein!

So schließt sich der Kreis dieser Dichterwelt, der vielleicht schneller durchmessen ist, als der manches anderen, weniger großen Dichters. In eine gährende Zeit hineingestellt, in der Altes wankte und stürzte, Neues sich mühsam zum Lichte rang, hat er stets, seiner Herkunft getreu, an den Idealen seiner Jugend festgehalten, eine eigentliche Entwicklung nicht kennend. Sein geistiges Werden ist ohne Bruch, sein Dichten ohne Dissonanz. Deutsch bis in den tiefsten Kern seines Wesens, bei aller Feinheit und Eindrucksamkeit des Empfindens einfach und schlicht, greift er die Form des ihm wesengleichen Volksliedes auf, seine hellen Töne zu jubelnden Fanfaren verklärend, seine dunklen Tiefen mit den ahnungsschweren, melodischen Schauern der Romantik durchströmend. Obwohl er die schwierigere Form des Sonettes mühelos meistert, ist er oft volksliedhaft lässig in der Form, ist die Zahl seiner Reime wenig umfangreich, wie die gleichen Motive, die gleichen Wendungen fast formelhaft immer wiederkehren. So wenn er das Liebchen malen will:

„Mein Liebchen schüttelt die Locken.“

„Es fallen ihr die Löcklein
übers ganze Gesicht.“

„Eine Frau sitzt eingeschlafen dort,
ihre Locken bedecken ihr Kleid.“

„Von ihren Locken verhangen
schlief sie und lachte im Traum.“

Man sieht, wie wundersam er das einfach-schöne Motiv zu variieren weiß. Er kennt das große Geheimnis der Lyrik, die Situation, die Landschaft, mit wenigen typischen Zügen anzudeuten und den Zauber der Stimmung durch die Melodie der Vokale und des Verses, durch die zarte Fügsamkeit des Rhythmus zu geben. Da greift er gelegentlich wohl auch zu unstrophischer, freirhythmischer und doch kunstreicherer Form:

„Nun wiegen und neigen in ahnendem Schweigen
sich alle so eigen
mit Ähren und Zweigen,
erzählen's den Winden,
die durch die blühenden Linden
vorüber den grasenden Rehen
säuselnd über die Seen gehen,
dass die Nixen verschlafen auftauchen
und fragen,
was sie so lieblich hauchten —
wer mag es wohl sagen?“

Das steckt voll von Binnenreimen, Assonanzen und Alliterationen! Aber wie weiß er die Schauer zusammenzuballen in die drei Strophen seiner schönsten Romanze, der „Lorelen“:

„Es ist schon spät, es wird schon kalt,
kommst nimmermehr aus diesem Wald!“

Seinem ganzen Wesen nach Lyriker, fehlt seinen Romanzen die Kraft der Menschengestaltung. Sie gelingen ihm nur dann, wenn sie, wie die Lorelen, rein auf Stimmung gestellt sind. Dennoch sind auch sie ein notwendiger Ausdruck seines Wesens: in diesen Waldfeien, Seejungfrauen, Seekönigen und Burggeistern verbünden sich die Schauer der nächtigen Waldeinsamkeit zu Gestalten, wie sie die Phantasie des Kindes und des Dichters aus den aufsteigenden Nebeln des Grundes formt. Sie haben alle etwas Nebelhaftes und verwehen mit dem Morgenwind:

Wenn die Morgensterne blinken,
totenbleich der Hirte wird,
und sie müssen all versinken:
Reiter, Herde und der Hirt.

Aber um dies naturhafte Sein und Vergehen der Geister, um das Sterben der Menschen, die in ihre Schlingen fallen, glaubhaft zu machen, dazu gilt es das Grauen zu beschwören, wie es aus primitiven Urzeiten her, verschüttet auch in der Seele des Kulturmenschen noch schlummert. Und die Konzentration, die zu dieser Beschwörung nötig ist, glückt dem Dichter allzu selten. Doch stehen unter den Romanzen auch so wundersam volksliedhafte Lieder wie das unsterbliche zerbrochene Ringlein: „In einem kühlen Grunde“, die schöne „Meeresstille“: „Ich seh' von des Schiffes Rande“, und das Gedicht vom kranken Kind: „Die Gegend lag so helle.“ Auch das einzige schöne Marienlied: „Es ging Maria in den Morgen hinein“ gehört in diese Reihe. —

Durch die schwarzen Straßen des oberschlesischen Industriebezirks klingen heute die Lauten der Wandervögel zur Begleitung Eichendorffscher Lieder, selten freilich und gedämpft in dem polnisch gewordenen Teil, in dem der Terror mit blutiger Hand das letzte Regen deutschen Geistes zu ersticken sucht. Möchte die trostreiche Stimme des heimatlichen Dichters um so lauter in den Herzen der Deutschen Polnisch-Oberschlesiens tönen, diese Stimme, die für die Schönheit unserer Wälder ewig wirbt und den vom Lärm der Arbeit Umtosten hinaus in ihren stillen Frieden lockt. Die es lernen, diese Schönheit mit seinen Augen zu sehen, werden innerste Beglückung daraus schöpfen. Besteht doch zwischen dem Volke Oberschlesiens und dem Dichter das einigende Band religiöser Verbundenheit, das zur Brücke werden könnte, die heute ihm noch so fernstehende Menge zum klaren Quell seiner Kunst zu führen.

Andre haben andre Schwingen,
aber wir, mein fröhlich Herz,
wollen grad' hinauf uns singen,
aus dem Frühling himmelwärts.

Vielleicht erwacht dann auch der Sinn dafür, die rauchenden Stätten der Gruben und Hütten mit einem grünen Kranze öffentlicher Parks zu umziehen, an denen es uns so sehr mangelt, und die ein versöhnendes Moment in das düstere Bild der einförmigen Straßenzüge tragen würden. Der Reichtum dieses Landes an unterirdischen Schäben ist an seinem Volke vielfach zum Fluche geworden. Dennoch: es ist nicht allein der Boden, der das Seelenantlitz eines Volkes formt, es ist auch das Volk, das sich das Antlitz des Bodens gestaltet nach seinem Bilde. Noch stehen die meilenweiten Wälder wie Wächter in weitem Bogen um die qualmenden Schlote, und aus ihren kühlen Gründen ertönt der Weckruf ihres Dichters:

„Zum Wald, zum Wald, zum frischen grünen Wald!“

Gedichte

Von Willibald Köhler

Abendgang

Im Winde gleiten durch das Tal
des Stromes herbstbedächtige Segel;
aus vollgekarren Scheuern schallt
das Tanzlied flinker Flegel.

Ich wäge meiner Jahre Zahl:
Bin ich zum Tanzen schon zu alt,
bin ich zu jung zum Büßen . . .

Viel Blumen blühen mir zu Füßen.
Von Quendel hängt ein Hauch
an meinen Händen.

Die Sonne rollt im Nebelrauch
rot hinter meine Stadt.
Dort werde ich ein Werk voll Duft vollenden
mit einer Feder, die das Tanzen hat.

Winternacht im Gebirge

Verdrossener Himmel droht erstorbenem Land.
Die Erde ist ein einsamer Gesang,
und Eingeschneite schreit durch ihre Fenster
das Lauern frühverhängter Berggespenster.

Der Frost hat seine Trommel ausgespannt,
die schnell Erstarre zur Verklärung ruft,
Ermahnung weht, die Erde menschheitskrank,
wirft weiße Kugeln betend in die Luft.

Die Nacht hat alle Grenzen aufgehoben:
Zwieträchtiges erlebt Zusammenklang.
Verzagte werden ihre Güter loben. —

Botschaft

Viel weise Väter stehn in weißen Nächten
 blicklose Augen ganz in sich gefehrt,
 sie drohen stumm dem großen Ungerechten:
 denn ihre Weiber schlafen unbegehr't.

Sie machten, überschwemmt vom großen Lichte,
 sich blind vor Sehnen, und daß Schaugerüste
 des grellsten Heut vergraute in Geschichte,
 ihr Weib verbarg die ungesogenen Brüste.

Die heiligen Väter stehn in weißen Nächten;
 von ihres Betens Angsten feucht die Brust,
 als schmeichle daß dem zürnenden Gerechten.
 Sie wollen wieder wie die Kinder sein:
 den Tisch der Welt von neuem sich bestellen
 bei Lobgesang und Wundersegenschein
 unter dem grünen Weihnachtsbaum der Lust.

Hüpft ein Geläut von rossetrunkenen Schellen
 ins Wirbelweiße durch ihr Dorf gelenkt,
 so weckt's das Kind in ihrem rostigen Blute,
 sie fühlen sich gezüchtigt und beschenkt.
 Und spüren wieder jene Frühlingsrute,
 die sie in ihres Weibes Bett gejagt,
 und wenden sich verstohlen, eh' es tagt.

Es schwirrt durch ihre lange Dunkelheit
 froh wie ein Summen seimbeladener Bienen.
 Erwartungsheiße Lippen flüstern ihnen,
 gesüßt vom Schall zersprungener Einsamkeit,
 die fromme Botschaft in die gläubigen Ohren
 vom Lichte, daß in Dunkelheit geboren. —

Ueber die Entwicklung der kirchenpolitischen Zugehörigkeit Oberschlesiens

Von Dr. Johannes Chrzaſzcza

Die neueste Entwicklung des preußischen und des polnischen Staates hat dazu geführt, daß wir jetzt ein zweifaches Oberschlesien unterscheiden müssen. Deutsch-Oberschlesien oder West-Oberschlesien, Polnisch-Oberschlesien oder Ost-Oberschlesien. Die Hauptstadt von Deutsch-Oberschlesien ist Oppeln, jene von Polnisch-Oberschlesien aber Kattowitz. — Politisch ist Deutsch-Oberschlesien eine eigene Provinz des Freistaates Preußen mit einem Oberpräsidenten, einem Landtag. Die Entwicklung dieser Provinz ist noch nicht abgeschlossen. Ebenso ist Polnisch-Oberschlesien eine eigene Provinz des Freistaates Polen mit einem Wojewoden, einem Sejm. Auch hier befindet sich die Entwicklung dieser Provinz oder Wojwodschaft noch im Fluß. Beide jetzt getrennten Teile Oberschlesiens bildeten bis 1922 ein Ganzes, den Regierungsbezirk Oppeln und man war gewöhnt, den Regierungsbezirk mit Oberschlesien zu identifizieren.

Dieses Oberschlesien nun, also der frühere Regierungsbezirk Oppeln, hat politisch und kirchlich manche Wandlung durchgemacht, die wir jetzt betrachten wollen. Er ist jedenfalls der Kern, um den sich „Oberschlesien“ gruppiert.

In frühesten Zeiten gehörte das Land rechts der Oder zu Polen, das Land links der Oder zu Böhmen. Man betrachtete die Oder als Grenze zwischen Polen und Deutschland. So spricht Kaiser Friedrich Barbarossa vom Flusse „Odera“, der ganz Polen wie mit einer Mauer umgibt und durch seine Tiefe jeglichen Zugang verwehrt; „und doch sind wir“, sagt der Kaiser, „gegen die Erwartung der Polen mit unserem ganzen Heere über den Fluß hinübergegangen.“

Als mit der Bekehrung des Herzogs Mesco oder Misaka von Polen, 966 das ganze Land christlich und zwei Jahre darauf das Bistum Posen gegründet wurde, kam naturgemäß das rechte Oderufer an dieses Bistum. Der Sohn Mescos, der tapfere Boleslaus Chrobry, eroberte auch das linke Oderufer bis zur Zinna im Frühjahr 999. Dieses hatte politisch zu Böhmen, kirchlich zum Bistum Prag gehört, dessen berühmtester Bischof der heilige Adalbert, den Preußen das Evangelium predigte, aber von ihnen am Freitag, den 23. April 997 bei Fischhausen unweit von der jetzigen Stadt Königsberg ermordet wurde.

Da Boleslaus Chrobry auch andere slavische Länder, so besonders Klein-Polen mit der Hauptstadt Krakau und Pommern, eroberte, hatte er den lebhaften Wunsch, für sein umfangreiches Reich eine besondere Kirchenprovinz einzurichten. Seinem Ver-

langen kam Kaiser Otto III., dem er lebenspflichtig war, und Papst Silvester II. entgegen. Unter Vermittlung des Radim, eines Bruders des erschlagenen Bischofs Adalbert von Prag, errichtete er im Jahre 1000 das Erzbistum Gnesen, dem die Bistümer Kammin in Pommern, Krakau in Klein-Polen, Breslau in Schlesien unterstellt wurden. Der erste Erzbischof von Gnesen war der eben erwähnte Radim, der erste Bischof von Breslau hieß Johannes. Diese Kirchenhäupter hatten in Rom die bischöfliche Weihe empfangen, von hier kamen sie in den unwirtlichen Norden.

Seit dem Jahre 1000 besitzt also Breslau einen eigenen Bischof.

Leider ist die Stiftungsurkunde des Breslauer Bistums nicht vorhanden. Wir müssen also aus späteren Nachrichten auf den ursprünglichen Umfang schließen. Diese treten aber früh genug auf. Die älteste Urkunde, die uns Aufschluß über den Umfang des Breslauer Bistums gibt, ist die berühmte Schutzurkunde des Papstes Hadrian IV. vom 23. April 1155. Vielleicht ist das Datum des 23. April nicht zufällig, da ja an diesem Tag der Todestag des großen Bischofs Adalbert gefeiert wurde, des Bischofs, der als Vorläufer der ganzen Gnesener Kirchenprovinz gelten konnte. Mit hin war Adalbert Vorläufer auch des Bischofs von Breslau.

Nach der obigen Schutzurkunde von 1155 umfaßte das Bistum Breslau folgende dreizehn Kastellaneien oder Burggrafschaften (castellanus = Burggraf, Vorläufer des späteren Kreislandrates): Recen = Ritschen auf der rechten Oderseite zwischen Brieg und Ohlau; Tescin = Teschen; Gradice Golensicezke = Ratibor oder das Land gola, fruchtbare Ackerland von Ratibor bis Oberglogau; Otemochov = Ottmachau; gradice-Barda = Burg Wartha, Nemehi = Nimptsch, Gradice Žtregom = Burg Striegau; Žpini = Burg Schweinhaus; Valan Lähn; Gradice Szobolesce = Beuthen an der Oder; Glogaw = Groß-Glogau; Sezezko = Burg Tschisten bei Guhrau; Milice = Miltsch.

Uns interessiert nur Oberschlesien. Und hier finden wir 1155 nur zwei Burgen, so menschenleer war das Land! Was aber das Wichtigste ist: wir erfahren 1155, daß damals das spätere Oberschlesien genannte Land unzweifelhaft zum Bistum Breslau gehörte. Wenn aber 1155, so gewiß schon 1000, als das Bistum Breslau gegründet wurde.

Bald darauf, im Jahre 1163 erhielt das ganze obige Gebiet, indem es durch Vermittlung des Kaisers Friedrich Barbarossa von Polen abgesondert wurde, eigene Herzöge. Es waren das die Söhne des Großherzogs Wladislaus II. von Polen, der aus Polen vertrieben wurde, Boleslaus der Lange und Mesco. Eigentlich hätten diese beiden Brüder ganz Polen erhalten sollen. Sie mußten aber

froh sein, da ja ihr Vater mit seiner ganzen Familie des Thrones beraubt wurde, daß ihnen wenigstens ein Teil von Polen anheim fiel.

Boleslaus der Lange residierte in Breslau und besaß als Erstgeborener den größten Teil des abgetrennten Landes, Niederschlesien und das Gebiet von Oppeln. Mesco als der Jüngere erhielt Ratibor und Teschen, das wir schon aus dem Jahre 1155 kennen. Das war das eigentliche Oberschlesiens. Mesco war aber mit seinem kleineren Teil nicht zufrieden, überzog den Bruder mit Krieg und entriss ihm das Gebiet von Oppeln. Das geschah 1201.

Abgesehen vom Kriege gehörte offenbar das Gebiet von Oppeln naturgemäß zum Gebiet von Teschen und Ratibor, als zum Gebiet von Niederschlesien. Wie dem aber auch sein wolle, von 1201 ab gibt es eine streng politische Scheidung zwischen Niederschlesien und Oberschlesiens. In Niederschlesien herrschten die Nachkommen des Boleslaus des Längen, in Oberschlesiens die Nachkommen des Herzogs Mesco.

Bald darauf, um 1210, begann der Strom der deutschen Kolonisten aus dem Westen, aus Holland, dem Niederrhein, aus Westfalen, Sachsen und Thüringen, über den slavischen Osten sich zu ergießen. Von weltlichen und geistlichen Großen gefördert, herbeigerufen, wandelten die deutschen Kolonisten in etwa drei Menschenaltern das slavische Niederschlesien zu einem deutschen Gebiet um. Nach Oberschlesiens drang zwar auch das deutsche Recht der deutschen Kolonisten, nicht aber die deutsche Kolonisation selbst oder sie drang doch nur in beschränktem Umfange ein. Niederschlesien hat die deutsche Sprache angenommen, Oberschlesiens hat die polnische Sprache bewahrt. Nur in den Städten Oberschlesiens und in den beiden Dörfern Kostental bei Kosel und Schönwald bei Gleiwitz, hat die deutsche Sprache sich behauptet trotz der polnischen Umgebung.

Das Gebiet von Teschen und Ratibor, also der Grundstock von Oberschlesiens, hatte 1155 noch keinen gemeinsamen Namen.

Nach dem Mongoleneinfall, als die deutsche Kolonisation von neuem aufs Kräftigste sich entfaltete, stellte Papst Innocenz IV. am 9. August 1245 für das Bistum Breslau eine neue Schutzhukunde aus. Man ersieht daraus den gewaltigen Fortschritt seit 1155. Während 1155, wie bereits erwähnt wurde, im Umfang des Bistums Breslau dreizehn Kastellaneien gezählt wurden, werden jetzt zweiundzwanzig genannt! So sehr hatte die Bevölkerung zugenommen. Und sie stieg immer weiter.

Uns interessiert indessen auch jetzt 1245 nur Oberschlesiens. Es sind nunmehr fünf Kastellaneien vorhanden: Tessin = Teschen, Rathibor = Ratibor, Coszli = Kosel, Thosch = Tost, Opol = Oppeln.

In der Zeit zwischen dem Erlass beider Bullen hatte bereits eine Erweiterung von Oberschlesien stattgefunden. Der König Kasimir von Polen schenkte seinem Neffen, dem oben erwähnten Herzog Mesco, im Jahre 1179 die Kreise Beuthen, Pleß, Siwierz und Ozwencim oder Ausschwitz. Diese Kreise unterstanden seit 1000 dem Bischof von Krakau und blieben in kirchlicher Beziehung weiter unter dem Krakauer Bischof. Dadurch wurde das Gebiet von Oberschlesien bedeutend erweitert, es reichte nahe an die Tore von Krakau.

Ferner muß erwähnt werden, daß zwischen unserem Oberschlesien und Mähren Grenzstreitigkeiten bestanden. Beide Länder wurden durch einen gewaltigen Wald getrennt. Infolge der Kolonisation wurden auch hier neue Dörfer angelegt. Wohin sollten sie nun politisch und kirchlich gehören? Am 7. Juni 1229 setzte Papst Gregor IX. ein Schiedsgericht ein. Aus einer Urkunde vom 15. Juni 1233 ergibt sich, daß der Schiedsspruch damals noch nicht ergangen war, daß aber auf dem streitigen Gebiet im Dorfe Pramsen bei Zülz Bischof Thomas von Breslau die Pfarrkirche weihte. Mithin gehörte Pramsen von jetzt ab zu Oberschlesien und zur Diözese von Breslau wie heute noch.

Machen wir uns vorher klar, was 1245 zu Oberschlesien gehörte. Es waren dies die Kastellaneien Teschen, Ratibor, Kosel, Tost, Oppeln und seit 1179 die Kastellaneien Beuthen, Pleß, Siwierz und Ozwenzim. Ueber dieses ganze Gebiet herrschten die Nachkommen Mescos. Wir heben hier den Herzog Kasimir hervor, weil er die Residenz von Ratibor nach Oppeln verlegte (gest. 1229) und dessen Sohn Mesco II. und Vladislav, die am Kampfe gegen die Mongolen teilnahmen, das deutsche Recht förderten, Dörfer und Städte anlegten. Vladislav starb 1281. Er besaß ein Reich, das etwa so groß war wie in unseren Zeiten das Königreich Sachsen, beging aber den verhängnisvollen Fehler, daß er bei seinem Tode, wie seine Verwandten aus dem Fürstenhause der Piasten in Niederschlesien und Polen, das Erbland in soviele Teile spaltete, als Söhne vorhanden waren. So entstanden 1281 durch diese Erbteilung vier kleinere oberschlesische Herzogtümer, da Vladislav vier Söhne besaß. Mesco, der Erstgeborene, erhielt Teschen, Kasimir II. erhielt Kosel-Beuthen, Boleslav erhielt Oppeln und Przemislaw Ratibor.

So war Oberschlesien politisch in vier Teile geteilt, die alle zur Ohnmacht verurteilt waren. In kirchlicher Beziehung gehörten sie weiter zum Bistum Breslau; die Kastellaneien der Kreise Beuthen, Pleß, Siwierz und Ozwencim aber zum Bistum Krakau.

Die Ohnmacht sah zunächst Kasimir II. von Koseł-Beuthen. An Polen hatte er keine Hilfe, weil dort große Wirren herrschten. So wandte er sich von seinen polnischen Vatern in Polen ab und schloß sich an das mächtige Böhmen an. Am 10. Januar 1289 huldigte er Wenzel, König von Böhmen, übergab sein Ländchen dem böhmischen König und erhielt es als böhmisches Lehen wieder zurück. Das war ein wichtiges Ereignis. Denn dem Beispiel unseres Herzogs folgten alle übrigen Herzöge von Oberschlesien und Niederschlesien. Schließlich verzichtete der König Kasimir von Polen im Vertrag zu Trenčín 1335 auf Niederschlesien und Oberschlesien.

Seit 1289 und in den folgenden Jahren ist Oberschlesien, wie auch Niederschlesien, ein Nebenland der Krone Böhmens und dadurch mittelbar mit dem deutschen Reiche verbunden. Dieser Zustand dauerte bis 1742. Friedrich der Große eroberte durch die Schärfe des Schwertes ganz Schlesien und fügte die Provinz als kostbarstes Juwel seiner Krone hinzu. Von 1742 ab ist Schlesien eine preußische Provinz bis heute. Die jüngst eingetretene Veränderung in Oberschlesien haben wir gleich im Anfang dieser Arbeit vermerkt.

Doch kehren wir zum Jahre 1281 zurück! Das Herzogtum Koseł-Beuthen bestand nicht lange. Boleslav von Koseł-Beuthen starb 1355 ohne Hinterlassung männlicher Erben. Nach dem deutschen Lehnsrecht, das ja seit 1289 hier bestand, fiel das Land als erledigtes Lehen an den König von Böhmen Karl IV., der zugleich Kaiser von Deutschland war. Der Kaiser gab aus eigener Machtvollkommenheit Koseł dem Herzog Konrad von Oels, der eine Schwester des Erblassers zur Gemahlin hatte, Beuthen gab er an den Herzog Przemyslaw von Teschen, der eine Tochter des Erblassers geehelicht hatte und dieser erhielt auch Siwierz, Oswencim und Pleß.

Dadurch kam ein Stück von Oberschlesien, nämlich das Land Koseł, an einen niederschlesischen Herzog. Denn Oels liegt in Niederschlesien. Das hatte die große politische Folge, daß man anfang, das Land Oppeln — so wurde Oberschlesien bis dahin genannt — mit Schlesien zu verbinden, zumal die Herzöge von Oels noch andere Gebiete, die in Oberschlesien lagen, an ihr Haus zu bringen wußten.

Oberschlesien hieß einfach das Land Oppeln. Hundert Jahre nach dem Tode des Herzogs Konrad von Oels war die Verbindung der Teile dieses Landes mit dem übrigen Schlesien so eng geworden, daß man das Land Oppeln nunmehr Oberschlesien, das Land Schlesien aber Niederschlesien nannte. So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Inzwischen hatte sich im Norden von Mähren, das in kirchlicher Beziehung seit 973 unter dem Bischof von Prag, seit 1068 unter dem

Bischof von Olmütz gestanden hatte, ein selbständiges Herzogtum Troppau mit der Hauptstadt Troppau (Opawa) gebildet. Dieses Herzogtum erhielt der uneheliche Sohn des Königs Ottokar von Böhmen, Herzog Nikolaus aus dem Fürstengeschlecht der Przemisliden. Nikolaus starb 1318. Sein Sohn Nikolaus II. hatte nacheinander drei Frauen, die erste war Anna von Ratibor. Diese Anna war die einzige Schwester des Herzogs Leško von Ratibor. Als dieser 1336 kinderlos starb, fiel das Fürstentum Ratibor an das Fürstentum Troppau, oder, was dasselbe ist, an Nikolaus II., der sich nun Herzog von Troppau-Ratibor nannte.

In kirchlicher Beziehung blieb das Gebiet von Troppau weiter unter dem Bischof von Olmütz, das Gebiet von Ratibor unter dem Bischof von Breslau, aber in politischer Beziehung fing man an, da Ratibor über Troppau ragte, auch das Gebiet von Troppau nicht mehr zu Mähren, sondern zu Schlesien beziehungsweise Oberschlesien zu zählen, wohin ja Ratibor von Anbeginn an gehörte.

Bis jetzt haben wir gesehen, wie das Gebiet von Oberschlesien immer größer wurde. Nun kam aber die Verkleinerung! Johann, Herzog von Auschwitz, neigte zu dem benachbarten Polen und befand sich in Geldverlegenheit. So verkaufte er sein Fürstentum Auschwitz am 19. März 1454 an den König von Polen für 50 000 Gulden. Die Herzöge von Auschwitz stammten aus einer Nebenlinie der Herzöge von Teschen. Ebenso stammten die Herzöge von Zator aus einer solchen Nebenlinie von Teschen. Herzog Johann von Zator verkaufte am 29. Juli 1494 sein Fürstentum um 80 000 Gulden an König Johann Albert von Polen.

So waren zwei Stücke von Oberschlesien für immer an Polen verloren gegangen. Aus der Schenkung vom Jahre 1179 waren bei Oberschlesien nur noch die Kreise Beuthen und Plesz übriggeblieben. Im Laufe der Zeit kam Beuthen an das Fürstentum Oppeln, Plesz blieb beim Fürstentum Teschen, bis es zur selbständigen Standesherrschaft erhoben wurde.

Johann, der letzte Herzog von Oppeln (gest. 1532), ein sparsamer, für das Land besorgter Fürst, vereinigte in seiner Hand auch das Fürstentum Ratibor und Beuthen. Schon lange vor seinem Tode waren die Augen der Bewerber auf das reiche Erbe Johanns gerichtet, da er hochbetagt und kinderlos war.

Am 8. September 1531 gab Herzog Johann von Oppeln-Ratibor seinem Lande eine Verfassung. Die beiden Fürstentümer sollten nie getrennt, die Einwohner zu keinem Kriege über die Landesgrenzen gezogen werden. Er verlieh den Ständen für Kriegszüge eine Fahne mit goldenem Adler und goldener Krone auf blauem Felde.

Die Fürstentümer Oppeln-Ratibor sind das eigentliche Ober-Oberschlesien. Es gehörten dazu die Kreise Oppeln, Rosenberg, Lubliniz, Groß-Strehlitz, Tost-Gleiwitz, Kosel, Ober-Glogau, Neustadt und Falkenberg. Zum Ratiborer Fürstentum Ratibor, Rybnik, Sohrau. Die herrschaften Loslau, Pleß, Beuthen, Oderberg waren in anderen Händen. Loslau blieb beim Bistum Breslau, ebenso Oderberg, Pleß und Beuthen beim Bistum Krakau.

Als nun Herzog Johann in Oppeln am 23. März 1532 gestorben war, fielen die Fürstentümer Oppeln-Ratibor als erledigtes Lehen an Ferdinand, König von Böhmen. Ferdinand verpfändete dieselben an den Markgrafen Georg von Brandenburg, der bereits früher das Fürstentum Jägerndorf erworben hatte. Da der Markgraf, sein Sohn und Nachfolger Georg Friedrich und weiterhin Isabella, Königin von Ungarn, sämtlich Pfandbesitzer von Oppeln-Ratibor, den Protestantismus beförderten, zog Ferdinand die Fürstentümer wieder an sich und ließ sie durch einen Landeshauptmann verwalten, der streng katholisch war. So ging der Protestantismus in Oberschlesien wieder zurück, namentlich auch dann, als um 1650 viele protestantische Kirchen, die früher katholisch gewesen waren, den Katholiken auf Befehl des Kaisers zurückerstattet wurden.

Das Gebiet von Neustadt gehörte ursprünglich zu Mähren und zur Diözese Olmütz. Herzog Bolko von Falkenberg, der einer Nebenlinie der Herzöge von Oppeln entstammte, kaufte dieses mährische Land im Jahre 1337 und fügte es zum Fürstentum Falkenberg. Von da kam es an das Fürstentum Oppeln und blieb bis heute mit Oppeln als Teil von Oberschlesien vereinigt.

In kirchlicher Hinsicht war Neustadt dem Bischof von Olmütz unterstellt. Noch 1563 übte Bischof Marcus von Olmütz bischöfliche Rechte in Neustadt aus. Während der Kirchenspaltung schloß sich Neustadt ganz und gar an den Protestantismus an; als 1629 auf Befehl des Kaisers die katholische Religion wieder eingeführt wurde, besetzte die bischöfliche Behörde von Breslau die Stadt mit einem katholischen Priester. Der alten Zugehörigkeit zu Olmütz wurde nicht mehr gedacht. Zugleich mit Neustadt gingen die Pfarreien Leuber, Dittersdorf, Kunzendorf und Langenbrück in den Verband des Breslauer Bistums über.

Schnell aufeinanderfolgende Aenderungen — schreibt Jungnick in den Studien zur schlesischen Kirchengeschichte 1907 — vollzogen sich in Bezug auf die Diözesengrenze zu Anfang des 19. Jahrhunderts im Osten von Schlesien. Nach der letzten Teilung Polens 1795 wurden von dem Anteil, der Preußen zufiel, die beiden Kreise Siwierz und Pilica unter dem Namen Neuschlesien der Provinz

Schlesien angegliedert. Bald stellte sich das Bedürfnis heraus, die Landes- und die Diözesengrenzen konform zu machen.

Dies geschah durch die Bulle vom 9. September 1800, wobei das neuschlesische oder Siwierzer bischöfliche Kommissariat mit noch anderen Gebieten und mit Czenstochau, im ganzen 48 Pfarreien, mit dem Bistum Breslau vereinigt wurden. Damals wurden auch die Pfarreien Groß-Chelm und die Dörfer Imielin und Kostow von Pleß abgesondert und zum Archipresbyterat Siwierz geschlagen. Im Jahre 1808 wurden die obigen polnischen Teile wieder aufgegeben. Der Fürstbischof vor Breslau delegierte am 22. Oktober 1811 die geistliche Gerichtsbarkeit über die Gebiete Siwierz, Pilica und Czenstochau an den Bischof von Krakau. Groß-Chelm, Imielin, Kostow kehrten 1816 zum Dekanat Pleß zurück.

Im selben Jahre 1811 übertrug der Bischof von Krakau die Gerichtsbarkeit über die Archipresbyterate Beuthen und Pleß dem Fürstbischof von Breslau.

Durch die große Bulle De salute animarum vom Jahre 1821 ordnete der apostolische Stuhl entgültig die Grenzen des Breslauer Bistums. Hierbei wurden die Dekanate Beuthen und Pleß ebenfalls entgültig unter den Bischof von Breslau gestellt.

So blieb es bis auf die heutige Zeit. Ueberschauen wir das Ganze! Von dem jetzigen Oberschlesien, das mit dem früheren Regierungsbezirk Oppeln zusammenfällt, gehört politisch nicht mehr der ganze Regierungsbezirk dahin; das industriereiche Ost-Oberschlesien mit Kattowitz, Königshütte, Pleß, Tarnowitz gehört dem polnischen Staatenverbande an. Kirchlich ist für das abgetrennte Land das apostolische Vicariat Kattowitz eingerichtet worden, das Dr. Hlond verwaltet. Das übrige Oberschlesien gehört weiterhin zur Diözese Breslau, mit Ausnahme des Archipresbyterats Katscher, Hultschin, Leobschütz, die von Anbeginn zur Diözese Olmütz gehörten. Das Hultschiner Ländchen ist mit anderen benachbarten Teilen an die Tschechoslowakei gekommen. Soeben wird die Einrichtung des Bistums Kattowitz weiter gefördert. Das alte Bistum Breslau verliert dadurch einen nicht unbedeutenden Teil. Stat crux dum volvitur orbis.

Aus des Angelus Silesius Cherubinischem Wandermann

Ich selbst muß Sonne sein, ich muß mit meinen Strahlen
das farbenlose Meer der ganzen Gottheit malen.

Wer in der Sonnen ist, dem mangelt nicht das Licht,
das dem, der außer ihr verirret geht, gebracht.

Bergleute

Aus Kohlen, Qualmen, Schutten und Funken
steigen wir Bergleute lebzend empor.
Landen nur tiefer: in wilden Spelunken,
vor kinderdurchwinster Stuben vor.
Im dumpfigen Lager bald nachtertrunken,
löst sich die Faust nicht, die lang' verlor
Sehnsucht nach Schönheit. Das ist versunken,
seit uns der Grube Wurlen umgor.

Morgen, der frisch meererträumt an Molen,
schaut schräg durch tausender Rauchwolken Dust.
Wieder heißt es hinab in die Kohlen.
Scharen sammeln sich stumm. Nur Gehust.
Jeder spürt langsam sein Herz mit verkohlen,
todharrend hängt's in zerfallener Brust.
Welkächen sich Wälder, wo unsere Söhnen
schreiten, und bleich wird der Blumen Lust. Alfred Hein

Die Klage Pans

Ein nächtliches Gesicht

Links der Fabriken Glühlichtersfrauen,
Nacht wird zum schreienden Tage,
gedrosselt von würgenden Raubtierfahnen,
entsprühn ihr Funken stöhnender Klage!
Rechts aber staut sich furchtsam ein Meer,
ebbt langsam zurück, beklommen und schwer:
in dumpfer Abwehr ballt sich der Wald,
und ein zottiges Antlitz, Jahrtausende alt,
entsteigt der schweigenden Wipfelnacht
und stiert in die mordende Lichterpracht!
Die Urgrundauge wie stumpfes Glas,
die Faust gereckt in machlosem Haß,
zischt knirschend der entthronte Pan:
Einst war ich Herr des wogenden Walds,
da brach't ihr in meine Königspfalz,
Ich grüßte euch, denn ich kannte euch nicht,
ihr aber schlugt mir die Faust ins Gesicht!
Flüchten mußt' ich, gehezt von euch,
mich ducken in Höhlen und dichtetes Gesträuch!
Dort lausche ich angstvoll auf euren Tritt,
den ruchlosen Erobererschritt!
Das Blut meiner Tiere hat euch gemästet,
den Dust meiner Blumen habt ihr verpestet,
wo Sonne auf sprossende Felder schien,
da habt ihr giftigen Geifer gespie'n,
und wie ein stinkender, eiternder Grind
frezt ihr den Wald, mein Lieblingskind!
Bald werden die letzten Stämme fallen,
ich muß mich in Höhlen zusammenkrallen
und kann dem erbarmungslosen Verheeren
nicht wehren!

„Nicht wehren!“ schluchzte er leise nach,
dann sank sein Haupt unter's Blätterdach.
Der Wald aber starnte, in Angst verschrankt,
wie schutzlose Herde zusammengedrängt;
schwer wogten die Wipfel auf und ab,
ein Stöhnen lief an den Stämmen herab! Rudolf Fizet

Bruno Arndt

Von Dr. Helmut Wocke

Der Stern des Menschentums ist es, der über dem Schaffen des oberschlesischen Dichters Bruno Arndt leuchtet.

Ein stiller, einsamer Mensch war Arndt, eine nach innen gekehrte Persönlichkeit. Aus den Abenteuern der Seele fügte sich sein Dasein im besten und schönsten Sinne zusammen. An äußeren Geschehnissen war sein Leben nicht reich.

Zu Beuthen O.-S. war er am 5. Mai 1874 geboren. Er besuchte das dortige Gymnasium und studierte später an der Universität Breslau Literatur und Sprachwissenschaft. Reiche Anregungen, die noch lange in ihm nachwirkten, verdankte er dem Philosophen Ebbinghaus, dem Tiefseeforscher Chun und dem Kunsthistoriker Richard Muther. Eine Reihe von Jahren war er an dem Gymnasium in Kattowitz tätig. Hier lebten auch eine Zeitlang die nunmehr bekannten Schriftsteller und Dichter Arnold Zweig und Arnold Ulitz, und Maler wie Ludwig Meidner, der sich nach hartem Martyrium als Künstler durchgesetzt hat, und Max Odon, in dessen Schaffen die Hauptmerkmale deutscher Kunst zum Ausdruck kommen: der Gedanke und die Musik, oder: die Idee und der Rhythmus. Wissenschaftlich ist Arndt mit einem Buche: "Der Übergang vom Mittelhochdeutschen zum Neuhighdeutschen in der Sprache der Breslauer Kanzlei" hervorgetreten, das in gelehrtenden Kreisen zu mancherlei Auseinandersetzungen Anlaß gab und dem Forscher, der die Entstehung unserer Schriftsprache zu ergründen sucht, noch heute wertvolle Dienste leistet. Mit ganzer Seele hing Arndt an seiner engeren Heimat, und nur schweren Herzens trennte er sich im Jahre 1919 von Kattowitz und Oberschlesien, um nach Breslau überziedeln. Hier hat er bis zu seinem (am 16. Juli 1922 erfolgten) Tode gelebt.

In seinen Schöpfungen klingt Arndts Seele wieder. Nicht bloß als Kunstwerke, sondern zugleich als Ausdruck eigensten Wesens müssen seine Bücher gewürdigt werden.

Mit einem bedeutsamen Band "Sonette" (H. R. Mecklenburg, Berlin) trat er zuerst vor die Öffentlichkeit. Die Gedichte der späteren Jahre, die den Lyriker Arndt in seiner ganzen Größe und Eigenart zeigen, sind leider noch nicht gesammelt. Als Probe diene:

Musik

Liebst du Musik? So komm' und leg' dein Ohr
erwartend, heiter, scheu an diesen Baum
und lausche tief – im Leben hörst du kaum –
vielleicht vernimmst auch du den fernen Chor.

Es steigt der Saft die Zellen voll empor,
und wie er steigt, erklingen alle Zellen,
und ihre Töne einen sich und schwellen,
und keiner drängt sich unharmonisch vor.

Du hörst hier eine von den Symphonien,
die alles Werden aus ihm selbst begleiten
und überall her rings die Lust durchziehen.

Doch sind sie hörbar nur den Eingeweihten,
die vor der Welt und vor sich selber fliehen
in wunderreiche, ferne Einsamkeiten.

Auch die „Kunst“ überschriebenen Verse seien hervorgehoben,
nicht bloß ihres dichterischen Wertes wegen, sondern auch, weil sie
ein wichtiges Bekenntnis des Menschen Arndt enthalten. Einst
war ihm die Kunst

Nur ein Ersatz, ein hungerndes Genügen,
der Maßstab, dich in meine Welt zu fügen –
ein Träumen von seligen Inseln; nun ist ihr Dienst

uns und das Leben höher stets verbinden
in jedem Augenblick uns neu sein lassen,
dass wir uns immer fremd und so erfrischt

Wie niemals noch Geschautes froh erfassen,
und täglich die Gewöhnung überwinden,
die alle Eigenart an uns verwischt.

Selbstbefreiung, Erlösung waren Arndt seine Bücher. Eigenstes Erleben spiegelt schon „Der verirrte Vogel“ (S. Fischer, Berlin) wieder, den er ebenso wie seinen zweiten Roman unter dem Decknamen Karl Bittermann herausgab. In Edgar Rohner zeichnet sich der Dichter selbst; mancherlei Erinnerungen an die Jugend und die Breslauer Universitätsjahre sind in das Werk verwoben. Aus dieser Art der Entstehung erklärt es sich auch, dass im ersten Teil Rohners Gestalt unsere ganze Teilnahme in Anspruch nimmt; liebevolles Versenken in das eigene Ich und das eigene Wesen lassen die Hauptperson, Frau Stilke, eine Zeitlang in den Hintergrund treten. „Es gibt Menschen, Arbeitstiere, die für die Arbeit gemacht sind, die ihr Leben damit ausfüllen, bei denen Leben und Arbeit dasselbe bedeuten; dann gibt es eben Menschen, denen die Veranlagung fehlt, die etwas Krankhaftes, Zartes an sich haben, das sie unfähig macht.“ Zu den letzteren gehört Rohner. Eine düstere Weltanschauung verrät das Buch: auf uns lastet schwer das Schicksal, das uns mitleidlos zerschmettert, und dessen Macht niemand zu entrinnen vermag. In den Wellen der Oder — die Handlung ist nach Breslau verlegt — sucht und findet Edgar Rohner den Tod.

Dichterisch zieht hier Arndt die Folgerungen aus seiner damaligen Weltanschauung, aus seiner einstigen, dem Leben abgewandten Art. Aus seiner damaligen Weltanschauung — er muß, wie aus dem Roman hervorgeht, schwer mit dem Dasein gerungen haben; Mut- und Hoffnungslosigkeit umschatteten viele Jahre seine junge Seele. Aber er hat das Leben dennoch bezwungen. Sein zweites Werk, „Der Ruf der Felder“ (S. Fischer, Berlin), beweist es. Wohl erfüllt den Dichter noch der Glaube an dunkle Mächte, die uns ins Verderben hinabziehen; aber Sophie, die Tochter des Bauern Siebig, findet nach langem Irren den Weg ins Leben. Sie übernimmt die Hütte des Vaters, die ihre Mutter gern verkauft hätte, um den Erlös wieder dem Kloster zuzuwenden; hier will Sophie ihren Knaben aufziehen, ihr Sohn soll ein Bauer werden. Auch rein dichterisch betrachtet, bedeutet „Der Ruf der Felder“ einen gewaltigen Fortschritt; das Ganze ist organischer aufgebaut, geschlossener, der Ausdruck ist sicherer und künstlerischer in der Fassung. Ein Bekenntnis der Liebe zu Oberschlesien, Arndts engerem Heimatland, ist das Werk.

Lange Jahre hat dann der Dichter geschwiegen. Als Verfasser des „Rufes der Felder“ schlechthin gilt vielen Lesern Arndt; mit Unrecht. Die folgenden Arbeiten verraten nicht bloß ein größeres künstlerisches Können, sie zeigen zugleich den gereiften Menschen, sie enthüllen vor unseren Augen ein gewaltiges Weltbild und das Bild seiner Welt. Vom Erleben ging Arndt bisher aus. In der (mit dem Eichendorff-Preis gekrönten) Erzählung „Missa solemnis“ (Fr. Linz, Trier) ist ihm der Gedanke der eigentliche Ansporn zu seinem Werke gewesen. Der Gestalt des Künstlers Crusius hat er zweifellos Züge seines eigenen Wesens verliehen, wie ja das Erlebnis von dem Künstler niemals ganz ausgeschaltet werden kann. Zwei grundverschiedene Weltanschauungen vertreten Rüdiger und Crusius. Jenem bedeutet die Außenwelt das Leben, und dieses Leben ist ihm Reiz, Genuss, Rausch. Dem Manne der Tat, dem Wirklichkeitsmenschen steht Crusius gegenüber. Er hält sich nicht an das Laute, das Aufdringliche; er kennt die innere Welt, die nicht minder voll der Wunder ist. Er liebt die Einsamkeit, ihre Schwerblütigkeit, ihr Dunkel und ihr Licht. Auf dem letzten Tonabend, den er — ein Todgeweihter — mit Aufbietung aller seiner Kraft gibt, möchte er den Gegner entwaffnen: durch die geistige Auffassung, die er aus Beethovens Missa solemnis herausholt. Nicht das eigene Ich ist das Erste und Letzte, sondern die Menschheit; und Crusius will zeigen, daß das Ich in der Menschheit und die Menschheit im Ich aufgehen, wenn beide von höchstem Jubel und tiefstem Jammer erschüttert werden.

Ein innerer Zusammenhang besteht zwischen der „Missa solemnis“ und dem Roman „Marianne“ (Fr. Linz, Trier), der dem Dichter selbst sehr am Herzen lag. Noch auf dem Krankenbette sprach er immer wieder von dem Buch. Aus einer Reihe knapper Szenen von meist gewaltiger Wucht, die oft nur leise miteinander verknüpft erscheinen, setzt es sich zusammen. Die eine Gruppe der Menschen folgt — triebhaft beherrscht — voll Leidenschaft nur den dunkeln Süchten ihrer Seele; die andere wiederum ist ganz erfüllt von der Heiligkeit der Gedanken, denen sie ihr Werk weiht. Marianne, die Heldin, stürzt sich in den wilden Strom des Lebens; der wirbelnde Strudel droht sie zu verschlingen; aber sie erwacht schließlich zu einem neuen, dem wahren Dasein: der Stern des Menschentums leuchtet von ihren Blicken auf. Es gibt nur einen Sinn des Lebens, unsere Seele zu läutern und nach immer größerer Reinheit und Vollkommenheit zu streben. Auch an dichterisch bedeutsamen Einzelheiten ist der Roman reich. Man denke nur an die drei Fabeln oder an die wundervollen Worte über den Tod. Der Tod ist tiefste Innerlichkeit. Sehnsucht nach den blauen Bergen ist Sehnsucht nach ihm; die blauen Berge sind nur sein Symbol.

Arndts letztes Werk ist die Erzählung: „Aus dem Leben des Schreibers Tobias Kieckbusch“ (Fr. Linz, Trier), vor allem im ersten Teil von seltener Geschlossenheit. Ein Träumer ist Kieckbusch, ganz nach innen gekehrt und in seine Welt versunken; lächelnd über die eigenen Torheiten und die Torheiten seiner Mitmenschen. Wohl versucht er, in den Alltag mit seinem lärmenden Rausch hinauszutreten; immer wieder aber flüchtet er in die Stille seiner welt- und menschenfernen Einsamkeit. Hier offenbart sich ihm das Leben in seiner ganzen Tiefe und Heiligkeit. Die Erzählung, mit der sich der Ring seines Schaffens schließt, zeigt uns noch einmal Arndt auf der Höhe seiner Kunst und gibt zugleich aufs neue ein Bild des gütigen, trefflichen Menschen. Mensch und Dichter lassen sich bei Arndt nicht voneinander trennen. Menschentum zu fördern und zu pflegen, so betonte er gern, sei höchste Pflicht des Künstlers.

Die Novelle „Tobias Kieckbusch“, von der später eine Prachtausgabe (mit Zeichnungen des Malers Max Odon geschmückt) erscheinen soll, ist das Werk, das man denen empfehlen möchte, die bisher ein inneres Verhältnis zu Arndt nicht haben finden können. Gewiß, seine Bücher kennzeichnet eine scharf ausgeprägte Sonderart. Nicht Menschenhaß war es, der den Dichter — fernab von der breiten Heerstraße — seinen eigenen Weg gehen ließ: um zu sich selbst zu gelangen, suchte er die Einsamkeit auf. Und die Straffheit der Darstellung, die Knappheit des Ausdrucks finden in rein künstlerischen Erwägungen, vor allem aber auch in hervor-

stechenden Zügen des Menschen Arndt ihre Erklärung: in seiner scheuen Zurückhaltung, seiner düsteren Verschlossenheit. Die ganze Glut der Empfindung wollte er in seine Schöpfungen ausströmen lassen, zugleich aber umgab er sich wie mit einem Panzer, um sein eigenes Ich nicht zu enthüllen. Und welch starke Wirkungen wußte er durch das teils beabsichtigte, teils im eigenen Wesen begründete Kunstmittel zu erreichen! Ein Abschnitt aus dem „Ruf der Fleder“ sei da besonders hervorgehoben. Sophie beschließt, ihr uneheliches Kind, den kleinen Hannek, zu ermorden. Von loderndem Zorn erfüllt, der sie schließlich der Besinnung beraubt, stürzt sie auf den Knaben los, wirft ihn zu Boden und schlägt ihn unbarmherzig. Als sie aber das von tierischer Angst verzerrte Antlitz erblickt, erfaßt sie ein unsägliches Mitleid; die gesunde Natur bricht widerstandslos in ihr durch, sie weint. Und der Dichter findet den schönen, erschütternden Vergleich: „Wenn in glühendem Sommer der Himmel eine einzige, ungeheure, giftig-bleifarbane Gewitterwolke ist, und über der schwülen, atemlosen, in sich zusammenkriechenden Erde hängt, Donner und Blitz suchen sie zu zerreißen und ihr Erleichterung zu verschaffen, und endlich gelingt es, daß stürzen die Regentropfen herab, einzeln zuerst, groß und kochend, daß es platscht und die Erde freudig erschrickt. Dann finden sie sich in kraftvoller Gelassenheit und weicher Aufgelöstheit. So weinte Sophie. . . .“

Mit unendlicher Sorgfalt hat Arndt an seinen Werken gefeilt. Den Roman „Marianne“ hat er kurz vor der Ausgabe vollständig umgearbeitet, weil die erste Fassung seinen künstlerischen Forderungen nicht mehr genügte. Wie heiß er um eine geschlossene Weltanschauung gekämpft hat, wird das philosophische Tagebuch beweisen, das uns eine spätere Zeit hoffentlich beschert. Von Arndts unermüdlichem Streben nach letzten Zielen wird es zeugen; einen Künstler wird es schildern, der ganz in seinen Träumen und in den Weltallsweiten seiner Seele lebte und der — ein Dichter der Güte und des liebenden Verstehens — nichts Höheres kannte, als Mensch, nur Mensch zu sein.

Aus Bruno Arndts Tagebuch

Daß doch die meisten Menschen nicht fähig sind, auf eine Sache um ihrer selbst willen einzugehen und nicht immer ihre kleinen persönlichen Empfindeleien in sie hineinzutragen!

Es ist so schwer, sich mit anderen auch nur zu unterhalten. Disteln drücken sie uns in die Hand oder schlagen uns sogar mit

ihnen ins Gesicht — und es ist mir so zuwider, mit ihnen zurückzuschlagen. Solche Angriffe als Erfahrungen der geistigen Fremdheit lassen die Einsamkeit als einzige würdigen Zustand kostlich erscheinen.

*

Der Tod Wilhelm Wundts feuert mich wieder an, nicht nur so weiter zu arbeiten, wie ich es bisher getan habe, redlich, sachlich, mit Ausnützung aller Zeit und eigenen Veranlagung, sondern meine Anspannung noch weiter zu steigern. Sich selber reicher machen in Denken und Fühlen, alle von der Natur gegebenen Möglichkeiten, die Welt des Geistes zu durchstreifen und sich zu eigen zu machen, bis ins Letzte hinein auszuholen, das ist mein Ziel, seitdem ich zur Besinnung auf mich selbst und das Leben gekommen bin. Nun handelt es sich nur darum, dieses Ziel immer ferner zu sehen, zu wissen, daß ich es nie erreichen kann und dennoch und gerade deshalb vor sich selbst und allein verantwortlich in der Seligkeit der geistigen Frau zu arbeiten.

*

Das sittliche Ideal des Heiligen ist etwas Wundervolles. So hoch und weit jenseits aller Erreichbarkeit durch die Sinne zu stehen, daß der Mensch nur noch von Strömen der Geistigkeit getragen wird, daß er nicht nur denkt, sondern auch fühlt, muß an göttlichen Räuschen teilhaben lassen. Denn das ist es: das Reich der Gefühle, der Sinne in ein höchstes Geistiges zu verwandeln. Alles, was der Geist berührt, wird geistig durch einen seelisch - chemischen Prozeß. Silberweiß ist die Farbe jener übersinnlichen Welt. So sieht sie meine Einbildungskraft. Die Welt der Sinne glüht sattrot. Es braucht eine seelische Säure, dieses Rot in jenes Weiß zu überführen.

Ich habe eine unbeschreibliche Sehnsucht nach dieser sittlichen Geistigkeit, die zugleich geistige Sittlichkeit ist. Aber ich bin von Jugend auf zu stark den Sinnen, der Natur, der Ungeistigkeit unterlegen, so daß ich jenes Ideal nie mehr erreichen können. Dieses Bewußtsein schmerzt mich tief. Ich hätte schon als Kind in der jetzt erstrebten Richtung geleitet und erzogen werden müssen. Jetzt ist es zu spät. Selbst wenn ich nun mich diesem Scheitelpunkt des Daseins entgegenarbeite, bleibt immer doch ein halbes Leben der Zeit nach mir verloren. Freilich will ich von jetzt an alles tun, was möglich ist, um auch in diesem Sinne gotthaft zu werden, auch diese Seite meines Menschentums auszubauen und mein Wesen vollkommen abzurunden.

Gedichte

Von Bruno Arndt

1.

In meinem Ohre summt bei Nacht und Tage
ein Rätselton und steigt in wehem Schwall,
aus dunkler Weite fliegt sein jäher Prall,
und kaum gehört, entflieht er süß und zage.

Kennt ihr von König Karl die bange Sage
und Rolands Horn im Tal zu Ronceval?
Bis tief nach Frankreich blies es der Vasall,
zu spät als Hilferuf und Todesklage.

So höre ich auch jenen Ton der Ferne,
von dessen Sehnsucht ich mich nicht befrei',
und immer grüble ich, was er bedeute.

Ich denke mir, es klingt von einem Sterne
zu mir herüber einer Seele Schrei,
die mich geliebt hat, und mich liebt noch heute.

2.

Wenn ich den gressen Straßenlärm durchschreite,
weich niedersink' ins Gras und Blumenwellen,
wenn Mond und Sehnsucht mir den Wald erhellen
und mich das Meer umglänzt in Erdrandweite —

im Alltag, des Berufes Pflichtgebreite,
in die das Leben und die Welt uns stellen,
daß wir für uns und doch des Allheins Zellen
nur handeln, wie uns unser Wesen leite,

bin ich, von ihnen innerlich erfaßt,
ein anderer immer, mir auch selber neu,
auf das genaueste allen angepaßt.

Mir bleibt von mir nur noch der Name treu,
die Maske, die mich bis zum Tode trennt
von jedem, der mich kennt und doch nicht kennt.

Die Stunden

1.

Der Sonne zwölf goldblonde, starke Söhne,
sie lechzen, von der Mutter Kraft durchbrannt,
von ihr als Helfer in die Welt gesandt,
nur jeder, daß sie ihn als Sieger kröne.

Sie steigen nach einander ins Gestöhne
der Erde aus lichtblauem Heimatland,
von ihrer Heldensehnsucht übermannt
nach Kampf, der sich an Menschenart gewöhne.

Doch immer stirbt nach karg bemess'ner Zeit
der Göttliche, bedeckt mit roten Wunden,
und jede Wunde ist ein Menschenleid!

Zwölftmal am Tage hallen wuchtig träge
vom Turme hoch die letzten Hammerschläge
und schließen fest den Sarg der toten Stunden.

2.

Des Mondes Töchter mit den prallen Brüsten,
sie trinken aus den ewig vollen Krügen
der frohen Träume still in tiefen Zügen,
als ob sie sich für lange sättigen müßten.

Sie steigen wieder zu der Erde Rüsten
und drücken aus der Brüste Niegenügen
die süße Milch, die Menschen mild zu trügen,
daß sie sich träumend endlich glücklich wüßten.

Und nicht versiegen eher Strahl um Strahl,
bis alle Kraft der Göttlichen geschwunden,
und das Gesicht der Sterbenden wird fahl.

Zwölftmal auch nächtlich hallen wuchtig träge
vom Turme hoch die letzten Hammerschläge
und schließen fest den Sarg der toten Stunden.

Eichendorff und die Gestalt seiner Helden

Von Dr. phil. Carl David Marcus

Dozent für neuere nordische Literaturgeschichte an der Universität Berlin

Es gibt Augenblicke, wo man sich fragt, weshalb eigentlich eine gewisse Literatur jemals geschaffen wurde, da ihre Erzeugnisse ja von der Zeit hinweggesagt worden sind. Ein ähnlicher Augenblick stellt sich ein, wenn man einen Ueberblick nimmt von dem, was die deutsche Romantik geschaffen hat, besonders auf dem Gebiete der Epik und Dramatik. Wieviel von dieser dem Umfange nach so mächtigen Literatur lebt noch im Bewußtsein des deutschen Volkes oder findet neue Leser? Wenn man bedenkt, daß der fleißigste Vertreter der ganzen Richtung, Ludwig Tieck, nicht ein einziges Werk hinterlassen hat, welches allgemeingültige Bedeutung gesunden hat, ist man berechtigt die Frage zu stellen, weshalb denn diese ganze ungeheure Kraftanstrengung, die nach hundert Jahren nur Krampfrückung zu sein scheint? Man erhält die übliche Antwort, daß die deutsche Romantik als kulturelle Strömung am größten war oder daß die Geistesgeschichte großen Stiles genannt werden muß. Es ist wahr, aber ganz befriedigt wird man auch nicht durch diese Erklärung.

Dass der romantische Roman sich nicht am Leben hat halten können, beruht natürlich darauf, dass in der ganzen Schar von Romantikern nur ein ausgeprägter, großer Erzähler tätig war, E. T. A. Hoffmann, der noch heute einen gewissen Einfluss auf Novellen und Romane phantastischer Art ausübt. Will man Heinrich von Kleist zur romantischen Schule rechnen, merkt man bald beim Studium seiner genialen Novellen, dass sie Erzeugnisse eines ausgeprägten Dramatikers sind, für welchen auch das epische Geschehen nur die Hülle eines dramatischen Konfliktes ist. Der romantische Roman steht ja unter dem wohlbekannten Einfluss von Wilhelm Meisters Lehrjahren, einem Einfluss, der an Umfang und Tiefe ohne Gegenstück ist. Für die Weiterentwicklung des deutschen Romanes war es schicksals schwer, dass er sich von diesem Einfluss nicht befreien konnte, denn die Opposition der Romantik ist im Grunde genommen nur ein vergeblicher Sklavenaufstand. Die Erklärung ist die geringe Entwicklung des deutschen Romans vor Goethe und die verwirrten sozialen Verhältnisse Deutschlands, die das Aufkommen eines festen Publikums verhinderten, auf einem einigermaßen einheitlichen Bildungsniveau fußend. Die französische Literatur erhält ihren großen Romancier in Balzac, die englische in Dickens, die russische schafft sogar zwei nationale Epiker von europäischer Größe, Tolstoy und Dostojewski. Der größte Epiker

der deutschen Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts heißt Gottfried Keller, aber er ist ein Schweizer und steht gleichfalls unter Goethes Einfluß.

Wenn es gilt, sich mit der Bedeutung Wilhelm Meisters für den romantischen Roman zu beschäftigen, ein Thema, das mehr als ausführlich behandelt ist, stößt man sofort auf ein anderes Problem, die Frage, inwiefern die Romane der Epigonen einander beeinflußt haben, was man nicht immer den Einzelheiten nach zergliedern kann. Der erste große Nachahmer heißt ja Tieck und sein Werk Franz Sternbalds Wanderungen, obgleich es mir scheint, als hätte man die Bedeutung Wilhelm Meisters für dies recht schwache Werk erheblich überschätzt. Es läßt das große pädagogische Motiv vermissen, die Einwirkung der vornehmen Welt und der Theatertruppe auf den Helden, der erst zum Schluß — in Italien — mit einer flüchtig skizzierten ausgelassenen Menschenschär zusammentrifft, der wiederum von Heines berühmten Darstellungen der Segen des sinnlichen Lebens inspiriert ist. Es gibt sicherlich in der ganzen deutschen Literatur keinen so ausgeprägten Literaten wie Tieck. Derjenige Poet, der hier im höchsten Grade der Physiognomie des Franz Sternbald ihre Eigenart verliehen hat, ist Wackenroder mit seinen Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Soviel ich sehen kann, ist der Roman Tiecks nur eine oberflächliche Variante dieser Kunstdiskussionen mit ihrer blassen Hinwendung an den Katholizismus. Hier wie überall gilt der Satz, daß nur der persönliche Zuschuß dem Kunstwerk seine Bedeutung geben kann; bei Novalis kommt ein tiefer Orgelton hinzu, der echt ist, und die offene Frage in diesem Zusammenhang ist die, wo das Persönliche gesucht werden soll bei einem anderen Epigonen, Joseph Freiherr von Eichendorff.

*

Es ist in den letzten Jahren von der deutschen Forschung hervorgehoben worden, wie die deutsche Dichtung in weit höherem Maße von den verschiedenen Stämmen abhängig ist, als man früher angenommen hat, und daß z. B. die ganze Schar der Romantiker ihr Heim in der Gegend östlich von Elbe und Saale hat. Es ist bekannt, daß Schlesien eine große Rolle gespielt hat beim Werden der deutschen Mystik und Poesie. Das Land hat, rein geographisch betrachtet, einen ausgeprägten Charakter und ist eine Art östliches Elsaß-Lothringen gewesen, ein Grenzland, einer ständigen Reibung zwischen verschiedenen Rassen ausgesetzt, die ein ungewöhnlich reiches geistiges Leben auszulösen scheint. Ein Lyriker wie Eichendorff, ein Dramatiker wie Gerhart Hauptmann und ein Epiker wie Hermann Stehr — Karl Hauptmann ist hier auch zu nennen —

entstammen alle Schlesien; es ist dies ein Beweis dafür, daß nicht die Form beim Werden der schlesischen Poesie das Wichtigste ist, sondern die rein poetische Einstellung. Es wäre eine dankbare Aufgabe, wenn man, abgesehen von allem, was Form heißt, das Gemeinsame dieser Produktion aufweisen würde. Man darf dann nicht die zwei Mystiker vergessen, die gleichfalls Kinder der schlesischen Erde sind, Jakob Böhme und Angelus Silesius; der erste spielt eine nicht unwichtige Rolle beim Entstehen des neuromantischen Weltbildes.

Joseph Freiherr von Eichendorff hat das Glück genossen, in einem harmonischen Heim aufgewachsen zu dürfen, auf einem Schloß mit alten, guten Traditionen und feinen Umgangsformen; auch nachdem die Familie ihre Güter verloren hat, behält er sein Leben hindurch den Charakter eines Ritters ohne Furcht und Tadel und bleibt seiner ganzen Erscheinung nach der Liebenswürdigste in der bunten Schar der romantischen Poeten. Er hat seine Heimat geliebt, und ein ganzer Teil Situationen aus seinen romantischen Romanen hat wirklich seinen Ursprung in Jugenderinnerungen, und zwar in höherem Maße, als man zu glauben versucht ist; man studiere die ausgezeichnet kommentierte Ausgabe von Karl Hans Wegener (Hefz & Beckers Verlag; eine große kritische Ausgabe von Eichendorffs gesamten Werken ist mit dem üblichen großen Apparat in Erscheinung begriffen). Während das Leben so vieler Romantiker durchgreifenden Krisen ausgesetzt ist, oft endigend in die Arme der katholischen Kirche, und mit poetischer Sterilität, hat Eichendorff noch das Glück genossen, von einer frommen katholischen Familie geboren zu werden und zeit seines Lebens seine innere Harmonie und seinen Glauben bewahren zu können.

Eichendorff gehört also zu den nicht sehr zahlreichen Romantikern, die in ihrem Leben und ihrer Dichtung von einer ausgeprägten Landschaft bestimmt werden, von einem gewissen Milieu, wie es mit einer späteren Terminologie heißt; er ist ein Vertreter der Heimatkunst, wenn auch nicht im selben Umfange wie in späteren Epochen des 19. Jahrhunderts. In seiner ganzen epischen Dichtung schließt er sich zwar der herrschenden Mode an und wird mit Ausnahme von „Aus dem Leben eines Taugenichts“ weit weniger originell als auf rein lyrischem Gebiete. Es ist weniger verwunderlich, wenn sein erster Roman, „Ahnung und Gegenwart“ (1812), eine Nachbildung Wilhelm Meisters in einer oft recht fatalen Weise wird; bemerkenswerter ist es, daß, wenn der schon alternde Dichter zum zweiten Male mit größeren Formen arbeitet und einen Roman schreibt, „Dichter und ihre Gesellen“ (1834), er sich auch nicht von dem großen Vorbild zu befreien vermag.

Wie sieht nun dieser Held Eichendorffs eigentlich aus, kadikiert wie er ist auf Wilhelm Meister selbst? Im Jugendroman heißt er Friedrich, in dem späteren Roman Fortunat — die Namen spielen eine unbedeutende Rolle, der Typ ist und bleibt derselbe, in den Romanen und in den Novellen. Sollte man eine Eigenschaft nennen, die stärker bei Eichendorff als bei Goethe und den übrigen Vorbildern romantischer Art hervortritt, wäre es die Sorglosigkeit bis zum Lebensprinzip hinausgetrieben — ich denke dann besonders natürlich an seinen „Taugenichts“. Es muß an der Seite des religiös-mystischen Einschlags im schlesischen Volkstypus, der in moderner Poesie seinen großzügigsten Ausdruck bekommen hat mit Hermann Stehrs „Der Heiligenhof“ (auch Stehr ist geborener Katholik), eine entgegengesetzte, grundlegende Eigenart vorhanden sein, eine Sonnen- und Spiellaune, die sich mit einem einzigen Sprung über alle Widerwärtigkeiten des Lebens hinwegsetzt, nicht in der deutschen, aber wohl in der skandinavischen Poesie allgemein vorhanden. Auch Gerhart Hauptmann, der im Grunde genommen eine Natur ist, die sich den Herrlichkeiten des Lebens zuwendet, hat im reichen Maße diese letzte Eigenschaft, die sich bei ihm zu einer heidnischen Lebensfreude in der einen Figur nach der anderen umbildet. Es scheint, als ob die Berührung mit der südlichen, der österreichischen Kultur hier hineinspielt. Die Eichendorffsche Psychologie bei der Gestaltung des Helden zeigt sich ungefähr in folgender Weise.

Das Elternheim spielt für ihn keine große Rolle, folgt ihm höchstens wie eine unbestimmte Melodie. Der „Taugenichts“ verschwindet plötzlich aus seinem Heime, ohne Kummer zu spüren oder sich für seine Wiederkehr zu interessieren; Tiecks Franz Sternbald unternimmt einen flüchtigen Besuch in seinem Heim, um Zeuge davon zu werden, wie sein alter Vater mit einer mystischen Andeutung über die Geburt des Sohnes stirbt. Es ist ein durchaus bürgerliches Symptom, Eltern und Verwandte zu besitzen. Es gibt im Grunde genommen nur eine Art Verwandtschaft, die der jugendlichen Schwärmerei; es war dem tiefer veranlagten Goethe vergönnt, den Begriff der Wahlverwandtschaft hervorzuheben. Der Romantiker ist ein wandernder Ritter, der die ganze Erde durchquert ohne bestimmtes Ziel, nur aus Freude darüber, wandern und singen zu können, nur aus Lust nach Abenteuern und Abwechslung.

Leontin in „Ahnung und Gegenwart“, der gute Freund Friedrichs, bricht einst in dies typische Bekenntnis aus:

„Romantische goldene Zeit des alten, freien Schweifens, wo die ganze schöne Erde unser Lustrevier, der grüne Wald unser Haus und Burg, dich schimpft man närrisch.“

Nichts ist diesem Ritter leichter als Gleichgesinnte anzutreffen, wohin er auch gerät, im Walde, im Schloß, in einem Wirtshaus. Man trinkt Wein, spricht über Kunst. Und selbstverständlich taucht eine schöne junge Dame, am liebsten eine Gräfin auf und entzückt unseren Helden derart, daß er Hals über Kopf ihr nachstürzt, alles andere vergessend. Und sie treffen sich immer, diese glücklichen Menschen, wenn nicht früher, so in fremden Ländern, womit natürlich Italien gemeint ist. Für den Romantiker gibt es keine räumlichen Hindernisse oder irgendwelche Schwierigkeiten, alles geht um, und ein großer Teil der Spannung in dieser Epik wird gerade von dem Gefühl erreicht, das alle Mitspieler haben, sie müßten sich früher oder später wieder treffen — dann werden die geheimnisvollen Bande, die sie gegenseitig verknüpfen, jedem einzelnen offenbart werden.

Das Abenteuer erwartet sie überall in der Gestalt einer jungen Schönheit, einer Entführung, eines Ueberfalls; man kann auch in einen Reisewagen hineingeschleppt und entführt werden nach einem geheimnisvollen Schlosse. Oft sitzt unser Held auf einer Schloßterrasse und schwärmt in der Gesellschaft einer schönen Dame, Musik erklingt in der Ferne, ein seltsames Lied steigt aus dem Mondschein hinauf, er schlaf't ein in sonderbaren Träumen, erwacht und glaubt eine Frauengestalt an seinem Lager zu sehen, weiß aber nicht recht, was er denken soll, steht auf und reitet in den Morgen hinaus — Schlaf und sich ausruhen ist in der frühen Jugend unwichtig, und man kann so ausgezeichnet im Walde übernachten, wird von den Klängen der Waldhörner geweckt.

Es ist klar, daß die bürgerliche Ehe keine große Anziehungskraft auf diesen erotischen Idealisten und Schwärmer ausübt. Leontin hat eine große Angst vor diesen Banden, obgleich er Stunden verbringt, in denen er wünscht, daß seine romantische Sehnsucht nach der Unendlichkeit eingedämmt werden könne. Er singt:

Ein jeder Strom wohl sind sein Meer,
ein jeglich Schiff kehrt endlich her,
nur ich treibe und sehne mich immerzu.

O wilder Trieb! Wann läßt du einmal Ruh?

Es endet so, daß er in einem Anfall von Zerstreutheit sich verheiratet, aber nur unter der Bedingung, daß er unmittelbar sich an Bord eines Schiffes begibt und nach fremden Ländern reist — er gleitet sicherlich auf dem Schiffe der Jugend hinweg!

Die Psychologie, die diese Erzählungen beherrscht, ist die des Zufalls, der lyrischen Stimmung, der Musik — sprunghaft, unberechenbar, launisch und recht entfernt von der seelischen Haltung Wilhelm Meisters. Der große pädagogische Grundgedanke des Goetheschen Bildungsromans, der sich übrigens in sehr störender

Weise zwischen die reine Psychologie und die Entfaltung der Geschichten schiebt, war für die Romantiker weniger geeignet, wohl aber das Wunderbare, das Rätselhafte, das den Harfner und Mignon umgibt. Jeder romantische Roman muß Mignon kopieren, auch Eichendorff in seinem ersten Roman. Eichendorff ähnelt seinen Mitbrüdern, er übertreibt das Unwirkliche bei Goethe, hebt die Menschen und die Geschichten noch höher über das Niveau des Bürgerlichen und versäumt hierdurch die eigentliche Aufgabe des Epikers, seine Menschen zu individualisieren, sie auseinanderzuhalten und sie typische Handlungen ausführen zu lassen, die sich der Phantasie des Lesers einprägen. Bei Eichendorff ist es schwer genug, die verschiedenen Helden auseinanderzuhalten, und man vergibt bald, was sie eigentlich vorhaben, weil es so selten die Züge des Lebens trägt.

Aber bei Friedrich in „Ahnung und Gegenwart“ trifft man jedoch auf eine Stimmung, die die große Sorglosigkeit unterbricht und, je nachdem der Roman fortschreitet, die Oberhand gewinnt. Friedrich hat die Gabe, sich selbst zu kritisieren und will schließlich seine spielerischen Triebe überwinden. Er hat Augenblicke, wo er sich gegen seine Umgebung wendet, und an diesem sonderbaren Gefühl von Fremdheit gegen das Leben selbst leidet, das für den romantischen Menschen bezeichnend ist:

Was tu' ich hier, sind das meine Entschlüsse, meine großen Hoffnungen und Erwartungen, von denen meine Seele so voll war, als ich ausreiste? Was zerstöre ich den besten Teil meines Lebens in unnütze Abenteuer ohne allen Zweck, ohne alle rechte Tätigkeit. Sind dir denn die Flügel gebrochen, guter, mutiger Geist, der in die Welt hinausschaute wie in sein angeborenes Reich? Das Auge hat in sich Raum genug für eine ganze Welt, und sollte es eine kleine Mädchenhand bedecken und zudrücken können?"

Es scheint mir, als ob in dieser Reaktion gegen das Taugenichtsleben auch der Anfang einer anderen persönlichen Färbung in der Helden darstellung Eichendorffs zu finden sei.

Obgleich er die Kunst und die Poesie in ebenso hohen Tönen preist wie die anderen Romantiker und von der großen Mission des Dichters spricht, den Augen der Menschen die Schönheiten der Welt zu öffnen, stellt sich bei seinem Helden immer stärker die Stimmung ein, wo er nicht zufrieden ist, nur für die Verwirklichung des Schönheitsideals zu leben. Er beteiligt sich statt dessen an dem großen Kriege, der ausbricht, und, sagt der Dichter, erst jetzt fühlt er sich ganz zufrieden. Ohne diese Umkehr zu übertreiben, kann man von einem nationalen oder vielleicht eher patriotischen Zug des Helden sprechen, der sehr gut mit der Ritterlichkeit und der

Geistesrichtung Eichendorffs übereinstimmt. Nach seiner tapferen Beteiligung am Kriege ist der Held wie umgewandelt, er läßt seine Liebe Rosa, mit der er übrigens niemals ganz zufrieden war, Rosa sein und wendet sich der Religion zu, wird ein Kämpfer Gottes, landet im Kloster. Und man glaubt ihm; es handelt sich nicht, wie bei vielen anderen romantischen Helden im Leben und in der Dichtung, um ein Aufgeben der Persönlichkeit, eine Bankrotterklärung, sondern um eine Vertiefung des ganzen Seelenlebens, das sich in der Tracht des Mönchs manifestiert. In seiner letzten weltlichen Rede wird Friedrich geradezu prophetisch, einen großen Kampf zwischen dem Alten und dem Neuen verkündend, eine Art Götterdämmerung, während Viktor in „Dichter und ihre Gesellen“ mit einigen Schlüßworten die Seligkeit des Lebens und den Kampf gegen alles, was Materialismus heißt, verkündet; auch er hat sich in die heilige Tracht eines Priesters gekleidet, will aber ins Leben hinausgehen, um die Schlafenden zu wecken! Es ist sicherlich das alte adlige Kriegerideal, welches aus diesen inspirierten Verkündigungen spricht.

An der Seite dieses idealisierten Heldentyps, der trotz seiner recht allgemein gehaltenen Charakteristik doch ein Bild vom Idealismus seines Urhebers geben dürfte, schildert Eichendorff einen anderen Menschen, der selbstverständlich auch in Wilhelm Meisters Lehrjahren wurzelt und oft genug in der Galerie der Romantik wiederkehrt. Es ist der dämonische Mensch. Wenn man bedenkt, daß die Romantik absichtlich das Unerklärliche, das Mystische im Leben und beim Menschen unterstreicht — welches alles während der zweiten romantischen Strömung des 19. Jahrhunderts zur erneuerten Behandlung von Kunst und Wissenschaft aufgegriffen wird und dann gern das Unbewußte genannt wird —, versteht man, wie die Romantik in den Kräften des Lebens nur eine Anzahl Rätsel von oft genug unheimlicher Natur erblickt. Je weiter die Romantik fortschreitet, um so mehr gewinnt der Dualismus zwischen Gedanken und Gefühl die Oberhand, um so größer wird die romantische Zerrissenheit, bis man schließlich sein eigenes Ich in zwei Gestalten sieht, die sich gleichzeitig ähneln und nicht ähneln. Hoffmann treibt ja das Doppelgängermotiv zur Spitze, weil es am tiefsten in seiner eigenen Seele verankert ist, tiefer als bei irgendeinem anderen Romantiker.

Schon Friedrichs Freund Leontin nähert sich seiner ganzen Haltung nach dem dämonischen Menschen. In einer Vision sieht er plötzlich seinen Doppelgänger. „Ahnung und Gegenwart“ schildert flüchtig ein paar andere Menschen, bei denen die Disharmonie und der Spleen tiefer hinabreichen, Viktor und Rudolf. Bei beiden ist die

Ironie die Hauptwaffe, sie sind ihrem Neuzerren nach kalte Naturen und machen einen unheimlichen, fast abstoßenden Eindruck auf ihre Umgebung. Rudolf ist ein Einsiedler, der sich zu einem Pessimisten ausgebildet hat. Und in „Dichter und ihre Gesellen“ wird ausführlicher geschildert, wie gefährlich es ist, sich aus der bürgerlichen Umgebung loszureißen und sich einer romantischen Lebensführung zu widmen mitsamt der Dichtkunst, ohne über einen seelischen Mittelpunkt zu verfügen. Die unglücklichste Gestalt dieses Romans heißt Otto; er schließt eine unglückliche Ehe in Italien, flieht zurück nach der Heimat, kann aber nicht länger das Gleichgewicht wieder gewinnen, sondern stirbt einen gewaltsamen Tod. Ueber ihn fällen seine Freunde das folgende bezeichnende Urteil:

„Gott! Du fröhliches Liederherz, so frisch wie eine Lerche zu fallen! Mir ist's, als hört' ich's noch im Ohr klingen. Wohl ihm, entgegnete der Begleiter, er hatte rasch gelebt und stand schon müd' und schlastrunken im tiefen Abendrote, dort ruht er aus!“

Man hat aber doch das Gefühl, daß der dämonische Mensch der Eigenart Eichendorffs mehr fremd ist und am ehesten als eine literarische Kuriosität auftreten muß. Wie gesagt, es ist die Sorglosigkeit, die Befreiung von der Schwere des Erdenlebens, die der schlesische Dichter in erster Linie zu schildern liebt. Wer hat schöner als er das Glück besungen, über Feld und Wiese wandern zu dürfen, durch grüne Wälder und an rauschenden Wässern vorbei, wer kennt seine Wanderlieder? Und mit seinem „Taugenichts“ ist es ihm gelungen, das zu schaffen, was der Romantik so ungewöhnlich schwer fiel, eine volkstümliche Gestalt ersten Ranges. Dieser junge, liebenswürdige, frohe, hilfreiche Mensch, der bei jeder Gelegenheit seine Geige hervorholte und ein Lied fidelt, sei es, daß er froh oder wehmüdig gestimmt ist — er ist ja selbst eine wandernde Volksweise! Es ließe sich denken, daß er eine Umformung eines schlesischen Märchenhelden sei, aber am ehesten ist er wohl eine Variante vom Hans im Glück, von dem Jüngling, der in die Welt hinauszog und das halbe Königreich und die ganze Prinzessin gewann. Und ein Idealbild seines Urhebers, in ein volkstümliches Milieu hineinversetzt! Die Neigung des Dichters zu südlicheren Gegenden wird durch den Umstand angedeutet, daß der Held irgendwo in der Nähe von Wien geboren zu sein scheint; in der Tat ist ja die Ilyrische Sorglosigkeit eine der vornehmsten Züge des wienerischen Charakters. Es gibt übrigens nichts, was so schwer zu charakterisieren ist — oder zu erwerben — wie gerade das Volkstümliche; jedenfalls muß es mit dem Einfachen identisch sein. Bei Eichendorff kommt noch dieses musikalische Etwas hinzu, das sein und das Geheimnis der ganzen Romantik ist, aber selten einen so vollendet poetischen

Ausdruck gefunden hat — auch die reine Lyrik des Dichters ist ja nicht plastisch begrenzt, nicht in erster Linie für das Auge geschrieben, sondern ist die musikalische Impression des Augenblickes.

Die ganze Novelle nähert sich der Stimmung der Sage. Nach seiner abenteuerlichen Italienreise landet der Taugenichts auf dem Schlosse, wo er zum ersten Male die schöne Gräfin sah und sich sofort in sie verliebte — alles geht um! Und hier sieht sie und wartet auf den Nichtsnutz; zwar wird sie enthüllt, sie ist durchaus keine Gräfin — aber was tut es, er ist ja auch kein Graf! Man höre, wie er geschildert wird, nachdem die beiden sich in Mondschein und Glück gefunden haben:

„Mir war so wohl, wie sie so fröhlich und vertraulich neben mir plauderte, ich hätte bis zum Morgen zuhören mögen. Ich war so recht seelenvergnügt und langte eine Hand voll Knackmandeln aus der Tasche, die ich noch aus Italien mitgebracht hatte. Sie nahm auch davon, und wir knackten nun und sahen zufrieden in die stille Gegend hinaus.“

Ist dies nicht wunderbar? Eine Hand voll Knackmandeln, aus Italien mitgenommen, eine schöne Nacht reichen aus, um diese zwei Menschenkinder glücklich zu machen. Vor ihnen im Mondschein liegt zwar das Schlößlein, das ihnen der Graf geschenkt, aber alles, was Zukunftssorgen sonst heißt, ist ihnen völlig fremd. Merkt man nicht aus einer solchen Situation die Verwandtschaft mit dem größten Märchenerzähler Hans Christian Andersen? Versteht man, was er von den Romanen und Novellen der Romantik, die Taugenichtse und Vagabunden schildern, gelernt hat, er, der selbst nicht einen Monat lang still sitzen konnte, ohne von einem poetischen Reisefieber angesteckt zu werden?

Es gibt in dieser Novelle eine so schöne Szene, die man nicht vergessen kann. Der Held hatte es satt, in einem fremden Schloß Italiens zu sitzen und auf sein Schicksal zu warten; er hat einen hohen Baum bestiegen, sieht dort oben und schaukelt auf den Zweigen, die sich über das Tal hinaus strecken. Es ist ein stiller Sommertag, die Bienen summen, kein Mensch ist zu sehen, aber weit in der Ferne hört er den Klang eines Posthörnes. Seine Sehnsucht fliegt dem Heimatlande zu, er erinnert sich an ein Lied, das er einst von einem wandernden Handwerksburschen gehört, und das er jetzt singt:

Wer in die Fremde will wandern,
der muß mit der Liebsten gehn,
es jubeln und lassen die andern
den Fremden alleine stehen.

Was wisset ihr, dunkle Wipfel,
von der alten, schönen Zeit?
Ach, die Heimat hinter den Gipfeln,
wie liegt sie von hier so weit!

Am liebsten betracht' ich die Sterne,
die schienen, wenn ich ging zu ihr,
die Nachtigall hör' ich so gerne,
sie sang vor der Liebsten Tür.

Der Morgen, das ist meine Freude!
Da steig' ich in stiller Stund'
auf den höchsten Berg in die Weite,
grüß' dich, Deutschland, aus Herzengrund.

Es sind dies Worte und Stimmungen, die aus den tiefsten Brunnen eines Volkes emporsteigen. Wer ein solches Lied zu formen vermag, ist ein ebenso großer Künstler wie ein Goethe, als er „Ueber allen Gipfeln“ dichtete, oder wie Wagner, als er das Präludium zum Rheingold schrieb, oder wie Böcklin, als er das Schweigen im Walde malte. In allen ist etwas Gemeinsames enthalten, und das allerbeste ist, daß es von uns anderen nicht mit Worten wiedergegeben werden kann. Es ist Lyrik.

Und gerade diese Naturlyrik unterscheidet Eichendorffs Dichtungen von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“, welches Werk fast jeder Naturschilderung bar ist. Eichendorffs Held hat seine Wurzel in der deutschen Heimat, in der Erde Schlesiens. Er verfügt durchaus nicht über das universale Streben eines Wilhelm Meister, er ist weit begrenzter von Eichendorffs Heimatgefühl. Aber als Mensch ist er jedenfalls ebenso wertvoll — eine wandernde Volksweise.

Heimkehr von meiner Thüringsfahrt

Rotgolden leuchtet der Abendschein,
im Frieden dämmert die kleine Stadt.
Landsfahrend kehr' ich wieder heim
des Schauens müde, des Wanderns satt;
und unterm Tor, da fast's mich an
und hebt mich über mich hinaus.
Was mir die Welt auch zeigen kann,
ich hab doch mehr —
ich hab mein Weib, ich hab mein Haus!

Und wo noch Weimar und Jena stand,
dort steht mein Weib im engen Raum
und ist viel reiner als draußen das Land,
viel tiefer auch als der Thüringtraum.
Der kunstvoll gebaute Bilderzug
stürzt ein vor meinem Herzgespiel,
und meiner Seele Wunderflug
— weit wie die Welt —
hat hier sein Haus, hat hier sein Ziel.

Walter Schimmel-Falkenau

Zum Licht

Von Robert Kurpius

Gebückt, auf zwei Stöcke gestützt, tastet ein alter Mann die Straße hinab. Schneeweiß stiehlt sich das kümmerliche Haupthaar unter der verwitterten Mütze hervor, schneeweiß umrahmt der wirre Bart ein knochiges, welkes Greisenantlitz. Todmüde Augen starren ins Leere, erdige Blässe schläft auf Stirn und Wangen. Um dürre, zerarbeitete Glieder schlottern zerschlissene Kleider, einst für bessere Tage gebaut. Die übergroßen Schuhe gehen mit den Füßen, und eiserne Nägel schlurren den müden Takt der Schritte über die Steine der Straße.

Von Zeit zu Zeit bleibt der Alte stehen, erschöpft, um auszuruhen. Dann hebt er das gesenkte Haupt aus dem Staub empor, in die Sonne zu schauen, als ob sie das Herz des Alts wäre, sich seiner Not zu erbarmen. Wie warm scheint sie heute hernieder; hat sie sein langes Flehen erhört? Will sie ihn ab-, heimrufen aus der großen Kälte, die ihn umgibt? —

Er ist so müde, sterbensmatt, sucht nach einem Plätzchen, das ihm Schutz böte gegen den eisigen Ost, schleppt sich ein Stück weiter und findet es in der windgeschützten Nische eines Hauseinganges, die die warmen Strahlen der Spätwintersonne freundlich aufnimmt. Er setzt sich auf einer Stufe nieder.

Warm und wohlig kommt es über ihn, Sonne aus ferner, strahlender Jugend. Dieselbe wie einst. Sonst ist alles anders geworden, schlimmer. Er fährt mit dem Ärmel über die vom Winde tränenden Augen, wegzuwischen, was dicht davorsteht, hart und kalt. Und es tritt wie im Traum vor ihn hin, er neigt die Stirn auf die Hand, die auf dem Stocke ruht, und schließt die Augen.

Da sieht er ein freundliches Haus in einem blühenden Garten, seine Mutter mit den stets gütigen Augen, die nie strafsten, den strengen Vater, dessen Hände nie ruhten. Dort spielte er als frohes Kind, dort erwuchs er zum Jüngling, wurde ein Mann, nahm ein Weib und hatte Freude an seinen Kindern. Er verstand sein Handwerk und brachte es zu bescheidenem Wohlstand. Als er sich dann aber in vorgerücktem Alter zur Ruhe setzte, stand das Unglück neben ihm auf, ging vor ihm her, und zerschlug Stück um Stück, was ihm Freude, Trost und Stütze im Alter sein sollte. Der Tod entriss ihm sein Weib. Sein Ältester geriet in schlechte Gesellschaft, versfiel dem Trunk und verkam. Die beiden anderen riß der Weltkrieg von seiner Seite, die Kinder des Jüngsten, letzten, suchten sich heimatverdrossen in der fernen Fremde eine Zufluchtsstätte.

Er blieb allein mit Martha, seiner ledigen Tochter; ihre Treue sonnte und pflegte ihn. Dennoch ging es bergab. Die Hungerjahre des Krieges griffen in das Mark des Kindes, das die Not sah, empfand und nicht stillen konnte. Da hatte er, der 77 jährige, nochmals zur Art gegriffen, schwere Waldarbeit aufgenommen, bis er darunter zusammenbrach.

Das letzte Kind trug die Bürde seines Alters, bis das innere Feuer es verzehrte. Martha sah das Ende voraus, doch keinen Weg, vorher zu einem Ende zu gelangen. Die Ersparnisse schmolzen zusammen, der letzte Spargroschen für den Sarg mußte Brot werden, denn der Hunger würgte am Halse. Danach wanderte ein Stück nach dem anderen des alten Hausrats zum Trödler und brachte das Fünffache von dem, was es neu gekostet hatte. Was machte das aus, wo das Brot das Zehnfache galt und ein Hemd, ein Rock und Schuhe unerschwinglich waren!

Vor vier Wochen, nachdem sie den letzten Schrank hinausgetragen, trugen sie gleich danach in einem Armen sarge auch die treue Pflegerin seines Alters hinaus zur ewigen Ruhe. Nur er fand keine, trotzdem sie sein tägliches Gebet geworden war. Verlassen, allein. Von da an wurden seine einsamen Tage ein ödes Hindämmern vor dem kalten Ofen, dem er durch mühsam auf der Straße gesammelte Holz- und Kohlebrocken vergeblich Leben einzuflößen versuchte, und ein traum- und hoffnungsloses Brüten auf dem kalten Strohlager in langen, finsternen Nächten. Kein Licht, keine Wärme, kein Brot.

Doch, er erhielt ja eine monatliche Unterstützung, ein rechtschaffen Stück Geld, wofür man sich vier Brote oder zwei Pfund Fleisch oder zwei Zentner Kohlen kaufen oder zur Not einmal die Stiefel besohlen lassen konnte. Wenn man aber die Gesamtleistung durch dreißig mal vier teilte, kam auf den Tag etwas heraus, das den Hohn zum Vater und die Verzweiflung zur Mutter hatte. Betteln konnte, möchte er nicht, trotz allem nicht. Lieber hungern, hungern und sterben.

So war er, wie so oft, heute mechanisch hinausgegangen aus seiner kalten Kammer in seiner stumpfen Gleichgültigkeit. Draußen war doch wenigstens Sonne, Licht. Er empfand immer, daß er zu jenem irgendwelche innere Beziehung haben müßte. Deshalb suchte er es auf, wo er es immer fand, und hatte das Gefühl, daß, nachdem alles vorbei, seine Seele auf den Strahlen der Sonne dorthin gelangen könnte, wo die ewige Liebe wohnte, deren Kraftstrahlen jene sein müßten.

So saß er und sann, und die Sonne spielte auf seinem schneeweißen Haar, als hätte sie in dem verborgenen Ecklein einen

winzigen Rest des zarten, weißen Winters entdeckt, der in seinen Flächen ihr Licht tausendsach wiederspiegelte. Und die Strahlen drangen in den Träumer tief hinein, ließen ihn vergessen, daß er gestern die letzte trockene Brotrinde verzehrt hatte und nichts mehr zu verzehren besaß, auch nichts mehr brauchte. Es dünkte ihn, daß von jetzt an seine Speise nicht mehr auf den Schollen des Landes draußen wüchse, sondern irgendwo auf einem unendlichen, ewigen blauen Acker, wo es nie Winter, nie kalt und dunkel würde. Und daß sich etwas in ihm löste, stark und frei, und alles Schwäche, Kranke, Schmerzempfindende zurückließe auf den irdischen Gründen, die sein Fuß länger als achtzig Jahre begangen hatte. Da fühlte er, daß er nur den einen festen Willen haben müßte, so fest wie sein Glaube, dann vermöchte er, wenn er seine davonstrebenden Gedanken mit ganzer Kraft darauf zusammenkrampfte, den erlösenden Tod herzuzwingen.

Und er schloß die Augen, preßte die Lippen zusammen, ballte die kraftlosen Hände um seine Stöcke und bohrte sein letztes Denken mit voller Gewalt in die Richtung hinein, die nach seinem Empfinden die erlösenden Strahlen der auf ihm ruhenden Sonne nehmen müßten. Es müßte kommen, er wollte es und strengte seine Sinne in einem Uebermaß an, daß sie zu vergehen drohten und ein wohliges Tiefsatmen den welken Körper durchzitterte, als wolle er überwältigt dem Hinausdrängen des Geistes Raum gewähren.

Da legt sich eine harte Hand auf des Greises Schulter und eine barsche Stimme fährt ihn an: „He, Alter, geht heim — Ihr erfriert, hier ist kein Platz für Euch!“

Der Alte erhebt das Haupt, reißt groß die Augen auf, versteht den Mann nicht, der vor ihm hält und in das Haus eintreten will.

„Geht, Alter, geht heim!“ Der Herr greift in die Brusttasche, zieht einen Geldschein heraus und legt ihn dem Greise auf den Schoß. Der Angeredete starrt ihn immer noch an und läßt sich willenlos von dem Manne aufrichten. Als er jedoch wieder festen Boden unter den Füßen fühlt, überfällt ihn eine unsagbare Enttäuschung. Er fühlt sich vom Tor seines Paradieses vertrieben. Einen Haß empfindet er gegen den Mann, der ihn aufhob, ihm das Almosen reichte. Er achtete es nicht, es ist zu Boden geglitten, er sieht, wie ein Windhauch es fortnimmt und verweht. Was soll es ihm? —

Wie er dem Spiel nachschaut und seinen Stock weitersetzt, stößt er an einen runden Gegenstand, der unter der Treppenstufe im Staube gelegen hat und hervorrollt. Er bückt sich und hebt ihn auf, eine Gewehrpatrone mit einem spitzen Geschöß. Sie liegt da wohl

seit der letzten Schießerei. Täglich schließen sie ja aufeinander. Er steckt das Ding in die Tasche, weiß nicht, wozu.

Dann tastet er ziellos die Straße weiter. Jeder Schritt wälzt steigend die Schwere verzweifelter Gedanken über seine Seele. Warum lebt er noch, da Kraft und Brot und Liebe ihm versiegten? Gewiß, sie kommen an ihn heran, reichen ihm mit selbstgefällig satten Gesichtern unter der Miene des Wohltuens eine Gabe. Früher hätte sie einen Monat gefristet, jetzt ist sie in zwei Tagen verzehrt. Wie dies Nehmen müssen unselig ist, wie er es hat, sich dessen schämt, da es ihn demütigt und erniedrigt, weil die Liebe dabei fehlt? Wo ist die Liebe? Wo man die Kunst zu geben versteht. Der Besitzende ist doppelt reich, weil er hat und spenden kann, der Arme doppelt arm, weil er nichts besitzt und nehmen muß. Und es liegt doch in beider Macht, sich doppelt reich zu geben, doppelt arm zu nehmen.

So kraus wogen seine Gedanken durcheinander. Ein Mann mit warmem Pelz fährt stolz vorüber. Der Alte sieht ihn und sich an und friert bis ins Mark hinein. Die Sonne beginnt, sich hinter den Dächern zu verbergen, und er wandelt im kalten Schatten. Die Sonne ist tot. Ein kleiner Junge mit einer dicken Butterschnitte streicht, behaglich kauend, dicht an ihm vorüber und mustert ihn gleichgültig. — Da erwacht ein Heißhunger sondergleichen in dem Alten, würgt ihn am Halse, und er muß sich Gewalt antun, dem Kinde nicht das Brot zu rauben. In großem Bogen geht er an den Schaufenstern des Feinkostgeschäfts vorüber, wo stets begierige Augen durch die Scheiben stoßen.

Er ist seiner selbst kaum mehr mächtig, schwankt unsicher einher, taumelt und sinkt vor Schwäche in die Knie. Ein Vorübergehender erbarmt sich seiner, faßt ihn unter die Arme und will ihn in Sicherheit bringen.

Da fällt der matte Blick des Alten auf den Posten der Gemeindewache drüben, und wie eine erlösende Eingebung fährt ihm plötzlich ein krauser Gedanke durch das Hirn und ankert sich darin fest mit tausend Krallen.

„Dorthin!“ murmelt er tonlos und zieht seinen Führer über die Straße zu dem Häuschen, vor dem die Wache auf- und abschreitet. Sie läßt den Erschöpften in das Wachtzimmer ein und heißt ihn neben dem warmen Ofen niedersitzen. Ein zweiter Wachmann steht dabei, der Führer geht fort, den Alten in Sicherheit wissend.

Der Greis winkt den Wachmann, den er kennt, heran, heißt ihn neben sich niedersitzen, holt die Patronen aus der Tasche und reicht sie ihm stumm hin. Der andere weiß nicht, was er mit dem Dinge anfangen soll.

„Nimm dein Gewehr, Paul Kornick!“

„Jetzt weiß der Angeredete nicht, was er mit dem Alten anfangen soll, besinnt sich, schaut ihn prüfend an und holt sein Gewehr von der Wand.

„Mach die Kammer auf!“ Kornick tut es. „Leg die Patrone 'rein,' ich will sehen, ob sie paßt. Hab' meinen Spaß dran. Du weißt doch, von Weissenburg und Wörth her, wo wir den Mac Mahon jagten!“

Der Alte versucht zu lachen. Da erfüllt der Wachmann ihm den Wunsch, legt die Patrone ein und schiebt die Kammer zu. In demselben Augenblick greift der Alte nach der Mündung des Gewehrs und drückt sie auf seine Brust.

„Drück zu, Kamerad, schnell!“ Und er tastet mit der andern Hand nach dem Abzug. Erschrocken reißt Kornick das Gewehr zurück.

„Schottke, seid Ihr toll geworden?“

Der Alte hat sich erhoben. Fieberaugen starren Kornick an; es wird ihm unheimlich.

„Kamerad, ich bitt' dich, drück ab! Ich fürcht' mich nicht, weiß von Sedan her, wie das tut!“

„Schottke, Ihr habt getrunken!“

„Paul Kornick, ich bitt' dich um aller Heiligen willen, schieß zu, was nütz' ich noch auf der Welt? Siehst du das nicht?“

„Sezt Euch hin, Alter, Ihr seid krank!“ Er will den Greis auf die Bank zurückdrücken. Da gleitet dieser vor ihm nieder, umklammert krampfhaft seine Knöchel, und ein Schrei aus der Tiefe der Verzweiflung gellt dem Wachmann in die Ohren.

„Hab' du doch Erbarmen mit mir, die ganze Welt kennt keins mehr! Kannst du mir nicht helfen, daß ich von hier fortkomm'! Um Christi willen, das ist doch keine Sünde!“

Kalt und heiß überläuft es Kornick. Er steht wie gebannt mit gespannter Büchse da, die Kniee umkrampft von den Armen des Greises, dessen zitternde Stimme in schluchzendem Flehen auf ihn eindringt, um das Ende bettelnd. Er rafft sich zusammen und zwingt sich zur Härte:

„Steht auf, Schottke, schämt Euch! Wollt Ihr mich zum Mörder machen? Steht auf, sofort!“

Da fährt ein Aufzucken durch den zusammengesunkenen Leib des Alten. Mit einem Ruck reckt er sich empor, die Hände greifen nach den beiden Krücken, erheben sie wie zum Schlage, wilde Glut sprüht aus den Augen.

„So schlag' ich dich, und du mußt schießen, mußt!“ Er dringt auf den Wachmann ein.

Der springt zurück, setzt schnell das Gewehr hinter sich, umfaßt den Alten und hält ein kraftloses Bündel von Kleiderfetzen und Knochen in seinen Armen, das sich zusammensinkend willenlos auf der Bank am Ofen niederlegen läßt und eine lange Weile röchelnd und bewegungslos daliegt.

Pause. Voll innerem Weh betrachtet der junge, rüstige Mann das zerbrochene Alter vor sich.

„Ihr seid schwer krank, Schottke, müßt ins Lazarett!“

„Nein, — — nicht dahin! — Zu Haus — — will ich, verstehst du — — zu Haus! — — Es ist schon — — alles gut! — — Sags' keinem, Paul — — ich bitt' dich — — war ja bloß Spaß — — hörst du — — Spaß! Jetzt werde ich gehen, — — es wird Abend — — —“.

„Zuerst essen, Alter; hier ist noch etwas von Mittag.“ Kornick holt einen Rest Erbsuppe aus dem Ofenrohr und reicht sie Schottke hin. Der wehrt ab.

„Dank' schön, hab' keinen Hunger, — — wirklich nicht!“ Aber er muß ein paar Löffel voll hinabwürgen. Dann steht er auf, greift nach seinen Stöcken, zwingt sich, stark zu sein und geht. Kornick begleitet ihn bis zu seinem Hause.

„War doch nicht recht, Paul, daß du mir nicht halfst!“ Dann schließt sich die Tür hinter dem Alten, und der Wachtmann schaut ihm in Gedanken nach. Ist es wirklich Sünde, einen Menschen von seiner schwersten Last zu befreien? — —

Zwei Tage später, nachdem sie die Tür erbrochen haben, finden sie den Alten in seiner kalten Dachkammer tot vor seinem Bette liegen. Die letzten Strahlen der Abendsonne spielen um seinen weißen Scheitel. Die Hände halten eine häßliche Schlinge, die zu gebrauchen ein gütiges Geschick ihm nicht mehr Kraft gelassen hatte.

„An Alterschwäche gestorben“, schreibt der Armenarzt in sein Attest. Als er aber das Häufchen Haut und Knochen vor sich nochmals betrachtet und in der kahlen Kammer auch nicht die Spur einer Brotrinde, sondern das Nichts der bittersten Armut vorfindet, da murmelt er vor sich hin: „Verhungert, wie viele, die einst Brot hatten.“

„Nein, nicht so! Das ewige Licht hatte des Greises Flehen erhört. Die letzten Strahlen der scheidenden Abendsonne hatten eine müde Pilgerseele hinausgetragen in ihr Reich, wo man des Brotes nicht mehr bedarf.“

Rundschau

Das deutsche Theater in Kattowitz

Von Rudolf Fitzek

Die Stadt Kattowitz hat von jeher, als sie noch die Kulturrezentrale des deutschen Südostens war, großen Wert auf ein gutes Theater gelegt.

So erstand schon lange Jahre vor dem Weltkrieg, während sich die anderen, an Einwohnerzahl zum Teil grösseren oberschlesischen Städte heute noch mit recht unzulänglichen Mustertempeln begnügen, auf dem Ringplatz der imposante Bau des jetzigen Stadttheaters, ein Musterbild moderner, großzügig klarer Architektonik. Nun haben die würdigen Räume schon eine ehrenvolle Geschichte. Der weitsichtige Magistrat der Stadt verstand es, im Laufe der Jahre nur Theaterdirektoren zu verpflichten, die ein anerkennenswertes Niveau der künstlerischen Leistung verbürgten. Unvergeßliche Jugendinnerungen knüpfen sich für mich an diese Bühne! Wie oft sah ich als Schüler und späterhin als Student während der Ferien den Vorhang aufgehen, der eine unvergängliche Welt vor mir enthielt. Die großen Gestalten der dramatischen Literatur, Hamlet und Ophelia, Iphigenie und Orest, Judith, Siegfried und Kriemhild, Rose Bernd, Fuhrmann Henschel und die anderen alle sah ich hier zum ersten Male verkörpert, und wenn ich auch später vollendetere Gestaltungen erleben durste, so waren sie doch keineswegs imstande, die Jugendindrücke zu verwischen, zumal im Laufe der Jahre fast alle großen Darsteller sich als Gäste bei uns einfanden, und mancher jugendliche Schauspieler, der später einen klangvollen Namen erworb, auf der Kattowitzer Bühne seine künstlerische Laufbahn begann.

War schon unter der deutschen Herrschaft das Stadttheater zu Kattowitz ein unumgänglicher Kulturfaktor gewesen, so wurde es in dem Augenblick, als die Stadt sich in die Residenz der neuen Wojewodschaft verwandelte, in noch ganz anderem Maße als bisher der wichtigste Stützpunkt deutschen kulturellen Lebens. Die deutsche Bevölkerung war sich sofort darüber klar, daß ihre Bühne um jeden Preis erhalten bleiben müste. Unter Beteiligung aller Kreise, unter besonders aktiver Betätigung der Gewerkschaften, wurde sofort unter dem Vorsitz des Studienrats Birkner die deutsche Theatergemeinde gegründet, und der vorwiegend deutsche Magistrat vergab das Stadttheater zu gleichen Teilen an Deutsche und Polen. Im ersten Theaterwinter 1922/23 wagte man noch nicht, ein eigenes Ensemble zu verpflichten, sondern begnügte sich mit ständigen Gastspielen der Beuthener Truppe. Der finanzielle Erfolg ermunterte jedoch zu dem Entschluß, für den Winter 1923/24 das deutsche Theater auf eigene Füße zu stellen. In der Person des Oberspielleiters der Vereinigten Theater zu Breslau Wilhelm Lichtenberg fand man bald einen Direktor, der geeignet erschien, die deutsche Bühne

unter diesen schwierigen Verhältnissen ehrenvoll zu behaupten. Wenn auch die deutsche Theatergemeinde in anderer Hinsicht einigen Grund hatte, nachträglich mit Lichtenberg nicht ganz zufrieden zu sein, so dürfen doch seine großen Verdienste um die Erhaltung des deutschen Theaters nicht verkannt werden! Er verstand es, eine Schauspielertruppe nach Katowic zu locken, deren Leistungen, nachdem sie eingespielt war, das Niveau provinzmäßigen Theaterspielens weit überragte. Zum Oberspielleiter des Schauspiels wählte er mit sicherem Blick in Karl Hans Böhm (jetzt erster Regisseur am Landestheater Gera) einen Künstler von starkem Talent, der durch seine stilechten, plastischen und kristallklaren Inszenierungen sich als Vertreter jener Richtung erwies, die bestrebt ist, unter Verzicht auf alles bunte Allerlei dem wahren Wesen des Kunstwerks von innen heraus gerecht zu werden. Böhms Inszenierungen von "Herodes und Mariamne", „Jedermann“, „Clavigo“, „Dantons Töd“, „König Lear“, „Nebeneinander“, schufen bleibende Erinnerungen. Auch Direktor Lichtenberg selbst zeigte sich als tüchtiger Regisseur in „Don Carlos“, „Das weite Land“, „Die ungöttliche Komödie“, „Wur“, dem zweiten Spielleiter Fritz Leyden verdanken wir eine groß angelegte Wiedergabe von „Hanneles Himmelfahrt“. Was uns Leyden aber vor allem wert machte, war seine bedeutende Kunst der Charakterdarstellung; durch ihn wurden uns die Gestalten des Herodes, Robespierre, König Philipp und Lear in seltenem Maße lebendig. In Joachim Poelzig (jetzt Stadttheater Leipzig) besaß unsere Bühne einen jugendlichen Helden, dessen blutvolle Verkörperung des „Jedermann“ und „Danton“ ihm eine erfolgreiche Zukunft verheißen. Lichtenberg war besonders darauf bedacht, viel Neues zu bieten und brachte fünf Uraufführungen heraus, darunter Hutchinsons „Das Recht zu streiken“, Krasinskis „Ungöttliche Komödie“, sein eigenes Lustspiel „Die Schießbude“ und Rudolf Fizeks Erstlingswerk „Das ewige Licht“. Die Operette war im Gegensatz zum Schauspiel recht mittelmäßig. Trotz alledem wurde der rühmenswerte Versuch gemacht, die klassische Operette zu pflegen. Ein wenig erfreuliches Kapitel bilden die Nachvorstellungen, die Lichtenberg für notwendig hielt, um die finanzielle Schwierigkeiten zu überwinden. Ein zusammenfassender Rückblick ergibt die dauernde Erinnerung an einen der anregendsten Winter, die wir in Katowic verlebt haben.

Leider wurde in letzter Zeit die Stellung des deutschen Theaters dadurch außerordentlich geschwächt, daß durch einen Beschluß des Wojewodschaftsrats künstlich das Gebäude der polnischen Theatergemeinde als Herrin übergeben wurde, während die deutsche Theatergemeinde es nur neun bis zehn Mal im Monat gastweise benutzen darf. Und diese wenigen Tage sind erst die Frucht eines monatelangen zähen Kampfes des Deutschtums, das ursprünglich ganz aus dem Theater verdrängt werden sollte. Inzwischen ist die Zeit zum Engagement einer selbständigen Truppe verstrichen, und wir werden uns im kommenden Winter wieder mit Gastspielen begnügen müssen. Das letzte Wort scheint jedoch in der deutschen Theaterfrage noch nicht gesprochen zu sein. Vorläufig müssen wir den Kopf oben behalten und versuchen, den Theaterbetrieb so günstig wie möglich zu gestalten, in dem schönen Bewußtsein, eine hohe Kulturaufgabe zu erfüllen.

Oberschlesische Landschaft!

Von Dr. Leo Koszella

Wie dunkle Sonnenflecken, die sich hart im Raume stoßen, sich ineinander schieben, rätselhafte Zeichen einer geheimnisvollen, gefahrenvollen Welt, klaffende, stöhnende Wunden, an glühendem Leibe, Kinder kommender tragischer Geschichte: so kleben die Städte und Orte Oberschlesiens an der Erde.

Und ein Sonnenkörper ist auch Oberschlesien. Nur, daß er nicht dem Lande selbst und seinen Menschen zur Freude leuchtet, sondern zum Leide brennt.

Ehedem lachende Idyllen, glückstrahlend in ihrer Bedürfnislosigkeit, umkost von wogenden Feldern, geshmückt von uralten Bäumen. Bis Menschen mit der Wünschelrute der Geldgier im Herzen kamen, und den schwarzen Diamanten, die heute so unentbehrliche Steinkohle, fanden. Arbeiter fluteten ins Land, und aus Bauern wurden Bergleute. Aus den Idyllen wurden immer größere Orte, an deren Rande wie ein grausamer, nimmermüder Thron, der Förderschacht einer Grube stand und höhnisch auf die Menschen herabblickte, die immer noch nicht erkannten, was ihnen bevorstand. Wie die Pilze schossen neue Orte aus der Erde, und die alten dehnten sich mit unheimlicher Geschwindigkeit aus. Felder verschwanden, und totbringende Halden schoben ihre unschönen Riesenleiber in die einst fruchtbare Ebene hinaus, wo ehedem Nachtigallen sangen, donnern heute gigantische Maschinen. Statt schlanker Tannen und wuchtiger Eichen ragen jetzt Schornsteinkolosse zum Himmel empor und schieben dichte Qualmschwaden zwischen Sonne und Erde, um dem Lande auch noch das Letzte an Froheit zu rauben; gleich unheimlichen Dämonen senken sich diese Schwaden auf die Häuser und wandeln auch die letzte Helligkeit leuchtender Farben in den Trauerflor eines todähnlichen Schicksals. Diese Schornsteine, stolz wie aufgereckte, aufgedunsene, vorsintflutliche, versteinerte Regenwürmer, wie eine Galerie geköpfter Giraffen, beherrschen die Landschaft. Sie sehen aus wie brutale Männchen, und die Förderschächte, Turbinen und Kühlanlagen wie kokette Weibchen. Und nachts, da scheint es, als stampften sie mit wehenden Schleieren durch eine verzauberte Landschaft lebendiger Gräber, aus denen sich ihnen geballte Fäuste wild entgegenwerfen.

Wo einst friedliche Hütten standen, türmen sich heute monumentale Industriepaläste, in denen König Mammon sein Regiment entfaltet. Wunderliche Anlagen plumper Hochöfen machen sich rücksichtslos breit. Und ringsherum zusammengepferchte Massen geschwärzter, nüchterner Häuser, Zweckbauten, ohne Zier, ohne jedes Zeichen Schönheitsdurstigen Lebenswillens. Heimliche Gefängnisse. Eingebettet in kohlenstaubgefüllte Luft, in den Schlaf gesungen von dem Heulen der Sirenen und dem dumpfen, monotonen Klang der tätigen Werkzeuge.

Fronleichnamsoftave

Von Dr. Leo Koszella

Ein farbensrohes und bewegtes Bild. Seit dem Fronleichnams-tage wogt nach der Andacht allabendlich der ganze Chorus der gläubigen Frauen, Mädchen und geshmückten Kinder durch die tristen, eintönigen Straßen. Ein Leben und Treiben wie an den Tagen prunkender Nationalfeste. Ein reizvolles Bild jagt das andere, und das Auge weiß nicht, wohin es zunächst blicken soll. Soll es sich gesundlachen im Anblick dieser lebenden Puppen, die mit ihren zwei Jahren noch gar nicht wissen, was man da mit ihnen getan hat und so unendlich lieblich mit ihren Engelsaugen in die Welt blicken, oder soll es die erwachende Eitelkeit und Mütterlichkeit der älteren umkreisen, die schon im ahnenden Bewußtsein ihrer Rolle die Blumenkörblein, Lilien und Kerzen tragen. Oder soll sich das Auge sattrinken an der Farbenfülle und -froheit der Bäuerinnen, die ihre seidenen Schürzen und samtnen Jacken, die Haubenkronen mit den herabfließenden Bändern und die schweren Röcke mit einer Grazie und einem Stolz zur Schau tragen, wie es keine Aristokratin besser kann. Und dort wieder so ganz andere Gestalten, komisch vom Scheitel bis zur Sohle. Gestalten, die einem verflossenen Jahrhundert anzugehören scheinen, einem fremden Lande. Kreuzungen von Weltlichkeit und Kirchlichkeit, von bäuerlicher Farbenfülle und klösterlicher Einfachheit: Mitglieder einer Rosenkranzgemeinschaft. Und zwischen diese Gegensätzlichkeit mischt sich das duftige Sommerkleid der Mädchen und die nüchterne Gewandung der Hausfrau und Arbeiterin mit ihrem oft wunderlichen Gemisch von Stadt und Land.

Das alles flutet hin, vollgesogen von dem Erlebnis der vergangenen festlichen Stunde. Poesie, die sich bald in ödeste Prosa wandelt.

Die Inbrunstszäule

Von Arthur Silbergleit

Ein Wächter des Domes von Florenz hatte durch den ewigen Anblick der Tempelfenstermosaiiken ständig ein buntes Flirren in seinen Pupillen, die, von sieben Farbenschleieren umgaukelt, zuletzt selbst die Regenbogenflimmer in sich zu hegen schienen. Wenn er unter den hohen Kreisen der Deckenwölbungen schritt, die Fliesen den Hall seiner Tritte wie die Abgesänge einer Kantate nachschwangen, das Riesentier der Orgel nicht mehr aufbrüllte, sondern auf den tausend Silberfüßen seiner Registerpfeifen stumm und stehend schlief, die Steinblumen der Pfeilerschäfte ihre kühlen Marmorkelche der noch schwälenden Weihrauchsschwüle erschlossen und Satans mannigfache Masken und Frahen ihm von reglosen Nischensockeln entgegengrinsten, wähnte er sich von den ihren Fenstern und Altären entstiegenen Heiligengestalten begleitet. Wanderte er aber in der Frühe, vom ersten Sonnengleisen geblendet, blinzeln

aus dem kühlen Domshattendämmer, so hüllte noch sein Halbtraum alle Männer, Mädchen und Frauen der Straße unwillkürlich in die Farbenfülle der Apostel- und Mariengewänder. So wurde er durch seinen Sinnentrug in der Welt der Wirklichkeit unsicher, fand jedoch in der untrüglichen Wahrheit seiner Glaubensbilder seine seelische Sicherheit; so schien er mitten in der hastenden und zweifelschwanken Gegenwart, fern aller Kirchenpfeiler, eine gelassene und unbeirrbare feste Inbrunstfäule, gleich Memnons Steinbild beim ersten Sonnenkuß von Geheimnissen leise auftönend, aber die mittelalterliche Sagenmusik seiner Seele voll nie verschollener Apostelsehnsucht und Tempelfarbensinfonien vernahm kein Menschenohr.

Der Romandichter Ulliz

Von Werner Deubel

Wenn man in 50 Jahren auf die Literatur der Jahre 1916 bis 1924 zurückblickt, so wird man diese Zeit eine Epoche der Selbsttäuschung nennen, in der nämlich die deutsche Öffentlichkeit in jedem zweiten Drama-, Roman- oder Gedichteschreiber einen poetischen Messias beklauschte. Heute sind wir ja ein wenig spröder geworden, die Mode ist verrauscht, und viele einst gefeierte Namen sind ins verdiente Dunkel der Vergessenheit gesunken. Aber manche haben sich aus dieser Epoche doch das Stigma dichterischer Berühmtheit erschrieben zur unauslöschlichen Blamage des Zeitalters. Das Sympathische an dieser Überheizung der literarischen Zone ist das dunkle Gefühl des Publikums von der Notwendigkeit des Dichters für eine lebendige Kultur; das Traurige daran ist die von der Reklame weidlich ausgenutzte Selbsttäuschung des Publikums, mit der es Literaten für Dichter nahm, anstatt sich tapfer einzustehen, daß produktive Geister von wahrhaft dichterischem Rang faktisch nicht mehr vorhanden oder mindestens am Aussterben sind.

Das Thema der Literaten hat sich inzwischen geändert. Statt revolutionärer Zweckdichtung, ethischer Schlagwortliteratur ("Der Mensch ist gut" — "Der Ermordete, nicht der Mörder ist schuldig") und gotischen Erlösungskrämpfen, tut sich nunmehr das unerschöpfliche Gebiet der Sensations-Pathologie und Hysterie auf, das in allen Tonarten behandelt wird, vom heißen Wühlen im Dreck bis zur eiskalt-frechen Satire. Im ganzen genommen riecht das Thema der Literatur von Strindberg bis Sternheim nach Verfall, wobei es keine Rolle spielt, ob der eine mit einer schamlosen Freude sagt: "So sind wir eben!" oder ob er jammert: „Wehe, daß wir so sind!“

Zu dieser Verfallsliteratur gehört auch der Schriftsteller, von dem wir hier reden wollen: der Schlesier Arnold Ulliz. Allein ein paar wesentliche positive Eigenschaften unterscheiden ihn vorteilhaft von dem gesamten Gros der übrigen. Alle diese haben gejohlt, gegeifert und mit Wollust sich bedrekt, Ulliz hat den Untergang erlebt, wie ihn in anderer Form Knut Hamsun ("Kinder ihrer Zeit") und mit bisher noch unerreichter Gewalt Friedrich Huch

(„Peter Michel“) erlebt und gestaltet haben. Schon in seinem „Ararat“ zeichnete Uliß ein Bild des zerstörten Rußland mit vielen großartigen Linien; in dem Roman „Das Testament“*) beweist er eine wahrhaft seherische Phantasie: Deutschland in der Erstarrung höchster Technik und Zivilisation eine Ausbeutungsprovinz der Amerikaner, in deren Wolkenkratzerhotels die letzten schöpferischen Geister, Schriftsteller, Gelehrte, Musiker als Kellner vegetieren. Im Motiv seiner und abgründiger erscheint das Untergangsthema in der „Bärin“*). Ein in Wäldern aufgewachsener Mädchenwildling geht an dem Naturmimikry (Wandervogel) und an der durch Ethik verbögernen, durch Aesthetentum schwindsüchtigen Psyche der Großstadt zugrunde, die für eine Vollnatur keinen Platz und Sinn mehr hat. Und dies nun ist das Auszeichnende an Uliß: er darf und kann den Untergang schildern, weil er noch Zugang zu Leben und Natur hat. Die Konzeption der Bärin Ursula ist ein Beweis dafür, und im Testament stehen Seiten über die noch durch kein Bewußtsein gebrochenen, rein seelischen Schauungserlebnisse eines Kindes, die erstaunlich sind.

Nichtsdestoweniger ist Uliß keine harmonische Erscheinung. So sehr mancher Satz seine echte sprachschöpferische Begabung verrät, so gering ist seine kompositorische Gestaltungskraft. Huchs Untergangsroman hat die dämonische Wirkung einer unbewußten, absichtslosen Schilderung, darum so hypnotisch packend und zum Mit-erleben zwingend. Uliß' Gestaltung hat etwas stark Konstruktives. Immer zerfällt sein Gebilde in ein Sockelfundament, auf dem das Denkmal des Schlüsseils fast mit einer tendenziös hinweisenden Gebärde gezeigt werden soll, und immer ist der Sockel zu groß und das Denkmal zu klein. Breit werden Entstehung und Jugend der Bärin geschildert; es folgt die Leidenszeit der Großstadt, und ziemlich unvermittelt öffnet Ursula den Gasbahn, worauf noch ein ganz unmögliches Schluß folgt, nämlich die Überwindung des Todes durch die Mutter. Dieser Ausklang nämlich erst ist das eigentliche Denkmal, dessen Willen der Sockel der Ursulageschichte gebaut wurde.

Hier sind wir bei dem entscheidenden Punkte angelangt. Der Dichter Uliß nämlich erlebte den Untergang; aber, daß er nun ein Tragiker würde, verhinderte der bewußte Schriftsteller Uliß, der im Grunde ein Weltverbesserer, ein Prediger, ein Ethiker ist; und nun verläßt er den Bezirk echten Dichtertums und konstruiert einen Wiederaufstieg, predigt eine Überwindung, d. h. in der Untergangsschilderung tritt ohne organischen Zusammenhang plötzlich eine Wendung ein, nicht weil sie kommen müßte, sondern weil Uliß es so will, weil er den Sinn seines Dichtertums nicht in einem heroisch-tragischen Verhältnis zum Weltverhängnis erblickt, sondern in der menschlich ganz unmöglichen Verpflichtung, Hinweise auf Besserungsmöglichkeiten zu geben; wovon der biologische Grund sein mag, daß Uliß nicht stark genug ist, sein eignes Untergangsgemälde zu ertragen; daß auch er bereits geistig vom ethischen Weltverbesserungswillen der Gegenwart angekränkt ist, der seinerseits wiederum aus der lebensfeindlichen Willensreligion des jüdischen

Christentums stammt. — Der Ausklang der „Bärin“ ist sehr schwach: Die Mutter überwindet den Tod, indem sie erkennt, Ursula sei nicht tot, sondern „nur fort“ und eigentlich unsterblich. Schlimmer ist das Missverhältnis im „Testament“, wo die auf 300 Seiten gespenstisch geschilderte Welterstarrung sich lösen soll durch die 30 Seiten umfassende Erzählung von einer Kinderseele, die — für sich betrachtet — zum Schönsten gehört, was in den letzten 10 Jahren geschrieben wurde, aber — zu der Weltuntergangsphantasie in Beziehung gesetzt — allenfalls der Moral gleichkäme: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder — — !

Man hat Uliž einen Russen genannt und ihn mit Dostojewskij verglichen. Dieser Vergleich trüfe nur für die Sockelfundamente zu. Das Denkmal, d. h. der Ausklang, die Erlösung, die Tendenz ist vielmehr tolstoi-christlich. Mit dem weit gewaltigeren Dostojewskij verbindet ihn allerdings eine starke Seelenkennerschaft. Nur hat er nicht die Souveränität des Russen über die menschlichen Abgründe, und vor allem nicht seine Gestaltungskraft. Wie jener durchmischt er die reale Zeit in einem bohrenden Tempo. Man liest Duzende von Seiten, und wie bei Dostojewskij ist die reale Zeit der Handlung nur um eine Stunde weitergeslossen. Aber während man bei dem Russen mit kolossalem Schwung immer neue Strecken des Seelengebietes durchfliegt, in immer tiefere Abgründe jäh und schaudernd hineinblickt, gleichen Uliž' Seelenschilderungen einem qualvollen Wiederkäuen, einem hoffnungslosen Kreisen, einem krankhaft hingezogenen Ausmalen immer ähnlicher Zustände.

Dass der außerordentlich ausdrucksgeladene Stil hin und wieder etwas überheizt anmutet, sei nur beiläufig erwähnt und soll jedenfalls nicht blind machen gegen die — verglichen mit dem Niveau des übrigen schönen Schrifttums der Gegenwart — überragende Begabung Uliž', gegen seine lebensvolle Witterung des Verhängnisses, das bereits unter uns unabwendbar wirkt, auch wenn es die schwächeren, der Hoffnung bedürftigen Schönfärbler nicht wahr haben wollen. Zumal in dem „Testament“ sind viele außergewöhnlich wahre, tief erlebte und geschaute Sätze zu lesen, wie etwa dieser: „Warum erschreckt ihr nun vor den Toten? Ihr müsstet ja viel tiefer erschrecken vor den Neugeborenen. Wunder sind nicht finster, Wunder sind hold. Ihr müsstet erschrecken und in die Knie fallen, weil Kinder geboren werden, und weil das Gras alle Frühlinge wieder kommt, und weil Samen aufgeht und die Bäume blühen, und weil Steine schwer sind, und weil Düste da sind, und weil Vögel singen und Räder knarren! Ihr habt euch doch als Kinder über jegliches Wesen und Ding verwundert, denn wahrlich, alles ist unerklärlich und wunderbar. Aber die Großen, das sind die Erklärer, und geben Worte anstatt der Wunder und Beschreibungen, anstatt der inneren Kräfte, welche heilig sind! Die Großen sind größer als Grashalme, das ist wahr, und darum meinen sie, sie müssten die Wunder jetzt nicht mehr im Grase suchen! Aber wahrlich sage ich euch: Wer die Sterne anders ansieht als Gras, der weiß von ihnen beiden nichts, weder von den Sternen noch von den Gräsern; und wer die Steine tot nennt und die Tiere lebendig, der weiß vom Tod und auch vom Leben nichts. Der Sinn des Lebens ist nicht: zu wissen, sondern: zu schauen, zu staunen und zu lieben.“

Aber auch: „Wir Deutschen sind die ersten, die untergehen, weil wir nicht ganz so verlogen sind wie die andern. Wir möchten gerne verlogen sein, aber wir stellen uns zu dummm dazu an. Unser Dämon ist noch der ehrlichste unter den Hochstaplerdämonen der europäischen Völker, drum macht er sich fertig zum Sterben. Wir schreiben keine Monumente mehr, weil wir gestorben sind! Millionen bringen uns nicht auf die Beine! Wir sind gestorben!“

Walter Schimmel-Falkenau

Von Dr. Helmut Wocke

Der Roman „Beata Abigail“ hat Schimmel-Falkenau über die Grenzen seiner Heimatprovinz hinaus bekannt gemacht; und die Zahl der Freunde, die sich das Buch wirbt, wächst immer mehr.

Zu Falkenau (in Oberschlesien) ward der Dichter als Sohn eines Forstmannes am 27. Januar 1895 geboren. In Leipzig studierte er Philosophie, Kunst- und Literaturgeschichte; daneben Sprachwissenschaft und Zeitungswesen. Im Weltkrieg wurde er Offizier, kämpfte zuerst in Frankreich, kam dann nach Russland und später in die Türkei. Vom Frühjahr 1918 ab war er längere Zeit im Kriegsministerium beschäftigt. Im Jahre 1920 wurde er Bibliothekar auf Schloss Pläswitz bei Striegau. Seit kurzem leitet er die Monatsschrift „Der Grenzgau“.

Seine erste Veröffentlichung ist der Gedichtband „Wir sind Menschen“. Noch hat er sich von den Fesseln der Ueberlieferung nicht völlig losgerissen; aber die Eigenart seines menschlichen und künstlerischen Wesens tritt schon deutlich hervor: der Glaube an den Sieg des Guten, das Ringen um Menschentum. Ein stilles Verhaltensein liegt über dem Buche; und durch Zartheit der Empfindung zeichnen sich viele der Verse aus. Am besten geglückt sind Stimmungslieder wie „Sommernacht“:

Die Nacht schlafst in den Bäumen,
gewiegt vom weichen Wind.
Aus hohen Fenstern träumen,
die meines Blutes sind.

Wir gießen schmerzgeschieden
des Sehnens dunkle Pracht
in deinen frommen Frieden,
du hohe Sommernacht.

Und wünschen uns die Ferne,
wo über Welt und Wind
im Schatten stiller Sterne
die Seelen heilig sind.

Schimmel-Falkenaus Eigenart ist am schärfsten in „Beata Abigail“ ausgeprägt, seinem bekanntesten und zugleich bedeutendsten Werke. In die Zeit des Ersten Schlesischen Krieges werden wir versetzt; den Geist Friedrichs des Großen beschwört der Dichter. Aber der Lärm jener Jahre dringt nur gedämpft an unser Ohr. Den Traum, den die Helden um den jungen, tatenberauschten König spinnt, sehen wir in ein Nichts zerrinnen. Von der Sehnsucht der Menschenseele erzählt der Roman. Schon auf den ersten Seiten zeigt

sich die Eigenheit der Sprache in Wahl und Stellung der Worte. Musik der Seele erklingt in dem Buch — Musik wird immer letztes Wesen aller Kunst sein. In einzelnen Bildern, die sich durch Feinheit und Anschaulichkeit auszeichnen und innerlich aufs engste miteinander verknüpft sind, ist das Ganze aufgelöst. Eine unmittelbare, fortlaufende Darstellung der äußerer Geschehnisse verbietet der lyrische, der seelische Grundton des Buches. Denn die Schwingungen des Menschenherzens belauscht Schimmel-Falkenau. Technisch geschickt, künstlerisch wirkungsvoll ist auch der Schluß, der bei der Sonderart des Buches große Gefahren in sich barg; die Klippen, die hier drohten, hat der Verfasser glücklich zu vermeiden gewußt.

Schimmel-Falkenau ist der Dichter der stillen Verhaltenheit. Deshalb gehören die Balladen der Sammlung „Der Trubadur“ nicht zu seinen stärksten Leistungen. Die Handlung ist oft nicht genügend herausgearbeitet; man vermisst bisweilen Leidenschaft des Geschehens und Anschaulichkeit der Darstellung. Aber von der Liebe zu deutschem Wesen kündet auch dieses Buch. Und einzelne Gedichte dürfen schon deshalb unsere Aufmerksamkeit beanspruchen, weil sie im Spiegel der Vergangenheit die vaterländische Not der leiderfüllten Gegenwart beleuchten. Die Liebe zum Deutschtum ist auch der Grundton in dem Roman „Brand“, der an der schlesisch-polnischen Grenze spielt. Freilich steht er an Bedeutung hinter „Beata Abigail“ zurück. Wohl sind die Gestalten, vornehmlich die Hauptperson Stella, wiederum scharf gezeichnet. Doch ein Vergleich des Buches mit Schimmel-Falkenaus erstem Roman läßt aufs neue erkennen, daß das Wesen der Kunst weniger im wirklichen Aussprechen, als vielmehr im Verschweigen, in der bloßen Andeutung besteht. Das Werk zeigt manche Breite in der Schilderung; und die Sätze sind nicht so fein abgetönt, so erfüllt von innerer Musik wie in „Beata Abigail“, in der es der Dichter verstanden hat, die Schwingungen der Seele schon in der Sprache widerklingen zu lassen . . .

Auf dem Gebiete des Dramas hat sich Schimmel-Falkenau gleichfalls wiederholt versucht. Aus der Leipziger Zeit stammen „Thomas Groll“ und „Die Verirrten“. In der Nacht vor der Katzbachschlacht, in Schlauphof bei Liegnitz, spielt „Der Schatten Gottes“. Die Not der Heiligen nach dem Zusammenbruch Deutschlands schildert „Vaterland“. Im „Grenzgau“ beginnen des Dichters Lautenlieder zu erscheinen (von W. Gneist in Musik gesetzt). Der Gemahlin Friedrichs des Großen ist eine geschichtliche Arbeit gewidmet, „Elisabeth Christine“. Die Darstellung der vergessenen Königin führt auf wenig beachteten Quellen, auf Handschriften, auf Zeugnissen der Zeit. Dem ersten Teil, „Die Kronprinzessin“, wird als zweiter Band „Die Königin“ folgen; daran soll sich eine Uebertragung ihrer philosophischen Schriften anschließen. Eine Sammlung Landsknecht- und Bauernlieder, „Trommel“, harrt des Druckes. Einen neuen Roman, „Der Ungetaufte“, hofft Schimmel-Falkenau demnächst zu beenden. Das Bild des Dichters werden diese Werke *) gewiß vertiefen und aufs neue Zeugnis ablegen von seiner Liebe zu deutschem Wesen.

Agneschka Dzuck

Eine Skizze

Von Walter Schimmele Falkenau

In einem leicht verwilderten Rahmen hoher Pappeln und Erlen lag in der Mitte von Girbinenta das bescheidene Häuschen des Pfründners und Waldarbeiters Robert Dzuck. Das Strohdach war dunkel, fast schwarz. Im engen Hofe, den ein morscher Staketenzaun einfriedete, gingen einige Obstbäume ihrer Reife entgegen. Neben der niederen Tür war ein hoher Turm Scheitelholz aufgebaut. Vor den niederen Fenstern blühten die Pelargonien.

Im frühen Abend. Robert Dzuck war soeben aus der Arbeit gekommen. Seine Frau Viktorie aber schaffte draußen auf dem Feldstreifen, der zum Anwesen gehörte.

Die Dzucks waren im Dorfe recht angesehen, schon ihres Webstuhls wegen, denn die Frauen kamen unermüdlich mit allerlei Lumpen zu Frau Viktorie, und diese wirkte ihnen gegen ein bescheidenes Entgelt dicke, vielgestreifte Läufer für die Stuben. . .

Agneschka war mit dem Vater zusammen gekommen, sie stand nun neben ihm und blickte zeitweise mit erwartenden Augen nach der nahen Straße hinüber. Der alte Mann merkte seiner Tochter Unruhe, kannte sie und kniff die schmalen, graustoppeligen Lippen noch enger aufeinander. Er spaltete schwere Kiefernholzscheite, während Agneschka das Kleinholz zu einem neuen Turme zusammenlegte. Ueber ihnen spannte sich der Wipfel eines vollbefruchteten Apfelbaumes aus.

Wieder blickte das Mädchen die staubige Dorfstraße hinauf, und die kleinen Scheitel, die der Alte ihr zuwarf, bauten sich schon zu einem vielfachen Durcheinander auf. Da wurden die Schläge der Axt grimmiger, und die Schneide bohrte sich tiefer in das trockene Holz.

„Nu, he, willst du nich?!”

Sie erschrak und eilte mit den Händen mehr als zuvor.

„Doch, Vaterr, ich tu doch schon.“

Leise fiel die Sonne in die nahen Waldwipfel.

„Mecht ich doch haben, daß du bald vernünftig bist.“

„Bin ich denn nich vernünftig?“

„Bis du langeh nich.“

Die Axt schlug unermüdlich, und die Scheitel flogen.

„Wirfst du noch machen langeh so, weißt schon, wie ich meineh.“

Sie richtete sich auf, denn der Rücken schmerzte sie; die Arme bog sie dehnend nach hinten, und die Brust erwachte kräftig.

„That er gesagt, daß er mich heiraten wird, wenn er Stelleh hat. Wirfst du sehn, daß ich hab recht.“

„Werr ich sehn, daß du hast nich recht, ja.“

Da drängte sie ungeduldig: „Aber, Vaterr, wenn er hat versprochen!“

„Is Polleh.“

Der Arbeiter legte die Axt beiseite. Müde sah er aus.

„Is genug“, sagte er kurz und warf die letzten Stücke auf den Haufen. Die grauen Augen des verwitterten Gesichtes wandten sich unfreundlich um und blieben an der Tochter haften.

„Aber das sag ich dir, wenn du mir so ahn kommst nachhär — bei mir hast du kein Zuhauseh, dann hab ich keineh Tochter mehr, dann bist du wie eineh Toteh fir mich, das sag ich dir, Agneschka.“

„Er wird mich heiraten“, beharrte sie.

Er lachte bitter auf, als er mit erhobener Stimme sagte:

„Kannst du langeh warten, bis er tutt, sohl och nich kennen den Stachowicz, nu je, da sohl ich nich kennen, denkt sie.“

Sie setzte die Unterlippe stark vor die Oberlippe und legte den Kopf ein leichtes tiefer ins Genick, als sie sagte: „Er kommt.“

Ihre Augen sahen glänzend dem Flusse der Straße entgegen. Der Alte bog das Gesicht gleichgültig herum, und beide sahen dem Hilfsförster zu, der mit kurzen Schritten und stolz aufgerichtet die Dorfstraße herunterkam. Er grüßte knapp in den Garten hinein und ging wortlos vorüber.

„Vaterr, da wer ich nu gehn“, sprach sie mit gewandten Augen.

„Wochär weißt du, daß du sohst?“

„Wissehn“, tat sie erstaunt, „garnih, ich will bloß gehn.“

„Es is dir besser, wenn du bleibst, Agneschka.“

„Warum, kann ich doch gehn ein Stück in das Dorf, wenn ich will.“

„Du gehst doch nich, wie du sagst.“

„Ach, wochär weißt du?“

Da wandte er sich schweigend um und trat durch die offene Tür. Sie blickte ihm kurz nach. Das verfallene Türchen quietschte, und sie schritt die stille Straße hinter dem neuen Hilfsförster her. Sie ging sehr schnell.

*

Spät war es schon, als sie zurückkam. Ein Wetter stand, und sie beeilte sich mehr als an anderen Abenden. . .

Frau Viktorie saß unter der Tür, sie saß mit im weiten Schoße gefalteten Händen und starrenden Augen. Müde und vergrämmt saß sie mitten im einfachen Elend ihres Lebens. Hinter den Bäumen wuchs die Nacht riesig auf.

„Bis du schon da? Chab ich gedacht, kommst du garnieh.“

Agneschka blieb neben der Mutter stehen und sah auf sie herunter.

„Der Vaterr hat mir erzählt“, sagte diese still, fast nur zu sich.

„Nu ja, sohl er doch.“

„Un du?“

Da streckte sich der junge Leib in Freude. „Cheute hat er gesagt, daß wir in einem Jahreh heiraten.“

„Nich in zwei tutt er das . . .“, und nach einer Weile: „Bin ich auch gewesen wie du, jung un lustig, die Erdeh aber is dieselbe geblieben, gehnau, un die Männer auch, gar die pochlischen. Der Herr Stachowicz heiratet dich nich, du.“

„Da werden wir sehn, Mutter“, sagte sie und ging in das Haus.

Frau Viktorie blieb noch auf der kleinen Bank, bis die ersten Blitze über den Himmel führten.

„Je, je, je, die Agneschka, das Mehdell . . .“
Und die gefalteten Hände zitterten im Schoße.

*

Ein halbes Jahr ist wie ein kurzer Traum.

Am frühen Morgen zogen zwei Arbeiter, als sie in den Schlag gingen, die Agneschka Dzuck aus dem verlassenen Tümpel, der, von hohen schwarzen Fichten umstanden, inmitten des Girbinentaer Revieres lag. Sie trugen sie unter halblauten Worten, die sich wie Gebete anhörten, ins Dorf. Frauen und Kinder begleiteten den Zug bis vor das quietschende Hartentor, stellten sich dann in buntem Haufen auf der Straße auf und warteten.

„Wo chasst sie gelegen“, fragte Robert Dzuck die Männer.

„In der Lacheh hinter dem Dammweg“, sagte der eine von ihnen. Des alten Mannes zerfaltetes Gesicht starrte auf die Tote und nickte, während Frau Viktorie auf der Ofenbank saß, die blaue Schürze vor das Gesicht hielt und weinte. Die einfache Stube war morgenhell, nur unter dem großen Webstuhl schlief noch die Nacht.

„Ich mechteh chingehn un ihm die Fressch zerchlagen.“ In seine stumpfen Blicke drängten sich lodernder Schmerz und Zorn, um nach dem ersten Flammen wieder zu verblassen. Er ging nahe an die Bahre heran, an die Stämme, in deren frischem Geäst die Tochter wie schlafend lag, strich mit welken Fingern die Algen aus dem Gesicht und nahm die langen, klebendnassen Fäden von den Kleidern.

„Das chasst du nu, Agneschka, was chasst du nich gehert.“

Die beiden Arbeiter gingen schweigend hinaus.

„Das chab ich gesehn, so muhste kommen“; er ging zu seiner Frau und legte ihr die Hand schwer auf die Schultern. Sie nahm die Schürze vom Gesicht und sah zu ihm auf. „Jehsus, Jehsus, nein, was is das!“

„Du mechtest ein Chemd cholen, Weib.“

Sie erhob sich mühsam und trat mit scheuen Schritten zur Toten. „Agneschka, Mehdell, was is denn“, heiz überfiel sie der Schmerz. Mit ängstlichen Fingern begann sie dann die Kleider abzuschälen und redete zwischen der Arbeit: „So jung, o Jehsus nein, noch so jung . . .“

Auf der gescheuerten Diele standen Lachen, und schmale Bäche flossen in den Fugen. Der Alte ging schweigend hinaus. Er ging in den Hof und suchte Bretter und Nägel. Dann zimmerte er den Sarg. Wild schlug er in das Holz, und die Adern auf seiner Stirn wurden dick.

Die ersten Sonnenstrahlen zogen durch das Geäst des blühenden Apfelbaumes, der dicht hinterm Hause stand.

Die Müller-Eberhart-Spiele e. V.

Das dichterfrohe Schlesierland hat in Waldemar Müller-Eberhart einen neuen Dramatiker hervorgebracht, der — während des Weltkrieges noch als Major aktiv — für das Gären unserer Zeit eine dichterische Form sucht. Seine Spiele sind der Sage und Geschichte der Heimat entnommen: Die „Legende der heil-

Hedwig", das Spiel „vom deutschen Michel“, das „Eichendorff“spiel, das „Kunigunden“spiel und „Maria von Gitschina“. Das Hedwig-spiel, in Liegnitz, der Stadt der Heiligen, und andern Orts aufgeführt, trägt den Zuschauer in die Tage der Kolonialisierung Schlesiens, durch deutsche, christliche Ritter. Das Eichen dorffspiel, für Burg Tost in Oberschlesien geschrieben (den Eichendorffschen Stammsitz), malt die Weltenwende von der Erstürmung der Bastille bis zum Auszug der Lützowschen Jäger. Kunigunde knüpft an die Sage der Kynastburg an und die Schreiberhauer Marientassion (Maria von Gitschina) führt in die Tage des Hussitenkrieges.

Das neue in des Dichters Schaffen besteht darin, daß er seine dramatischen Werke keiner Bühne übergibt, sondern selbst eine Spielschar aus jungen heimatfreudigen Menschen geschaffen hat, die unter seiner Leitung und unter Mitwirkung seiner Gattin (einer ehemaligen Opernsängerin, die sich der jeweils tragenden Frauenrolle annimmt), in schlichter Art die Stoffe der Heimat lebendig machen. Was solchem Volksspiel an Virtuosität der Darstellung mangelt, wird ersetzt durch die innere Berührtheit der Mitwirkenden. Auch über die engere Heimat hinaus ist der Dichter mit seiner jugendlichen Schar bereits gezogen; so wurde das Eichendorffspiel im August dieses Jahres unter beispiellosem Jubel in Potsdam gegeben. Die häufigste Aufführung hat die „Kunigunde“ erlebt, über 250 mal innerhalb von fünf Jahren ward sie im Burghof des Kynast dargestellt. — Den dichterischen Höhepunkt bildet jedoch „Maria von Gitschina“, das Mysterium vom Rubin-glaſe, aus dem der Reine alles Leid der Welt in bitteren Tropfen trinken muß. Wie der Hussitenauftand seine düst're Fackel in das stille Tal von Schreiberhau wirft, wie eine schutzlose Frau dabei zertreten wird, und am Ende doch ihre Lichtgestalt über den wild-begehrenden Mann siegt — das gemahnt in seiner geschlossenen Zeichnung an Schönherrs „Glaube und Heimat“, ohne daß mit diesen Worten die Idee eines Plagiats gegeben werden soll.

Müller-Eberhart, wohnhaft in Schreiberhau, steht im besten Mannesalter, und bedeutet sicher noch eine Hoffnung für unser an Dramatikern armes Vaterland. Das jetztgenannte Werk ist im Iserverlag, Friedeberg am Quais, erschienen. Die Geschäftsstelle der „Müller-Eberhart-Spiele“ befindet sich in Ober-Schreiberhau, Haus Bergfrieden.

E. H.

Vorspruch

aus „Kunigunde“, Volksspiel mit altdutschen Gesängen und Reigen
Von Waldemar Müller-Eberhart

Der Burgnarr kommt in Säzen aus dem Schloß, springt an die Staupsäule, verbeugt sich und sagt: „Ein Narr bin ich aus längst versunkenen Zeiten und starre euch, die ihr mir fremd, aus blöden Augen an. Ich finde mich nicht drein, und wenn ich mich und ihr mit mir, wir alle uns, die ganze Welt sich auf den Kopf stellt und alles dreht und dreht sich wie ein Mühlrad herum, mir ist's zu dumm; das Weltall aber, Erde, Menschheit bleibt sich immer

gleich, so gleich, wie Meer dem Meer und Himmel stets dem Himmel gleicht. Was nützt es auch, wenn ihr wie Hähne euch die Federn rupft, wenn ihr mit vollen Backen Kirschkerne euch entgegenspuckt; was ist es schließlich mehr, wenn ihr um Eigensucht, Rechthaberei, mit einem Wort um die Partei begeistert euch, und euch der Hahnenkamm gar schwilkt, so Bruder seinem Bruder gegenübersteht — der Hahnenkamm, den euch die Furien im Krieg hinweggekümmert.

Seid Menschen und seid brüderlich, das heißtt, dem Nächsten seid doch wenigstens nicht feind und findet euch in dem, was uns gemeinsam ist: Ihr seid, mögt ihr euch drehn und wenden, ein Volk. Als Volk ein Stamm des Menschentums und nicht der schlechteste. Läßt euch nicht irre machen! Eure Sprache, Sitten und Gebräuche, Volkstracht, Spiel, Sang und Tanz, Glaube und Treue laßt euch nicht verspotten und zertreten. Und haltet euch an deutsche Art, pflegt eure guten alten Weisen, lauscht auf die Sage, wie eine hier aus den Gemäuern zu euch spricht. — Sie sind nicht tot, die hier gelebt, sie wirken weiter. Wenn wir unsere Augen öffnen und Ohren haben zu hören, dann wird ihr Leben wieder wach. Rübezahl-Zauber! Und vor euch tritt die alte Welt auf eine kurze Spanne Zeit.

Dem, der die Burg ererbt von seinen Vätern, den Boden schuf fürs Spiel am Schauplatz selbst der alten Kunigunden-Sage; der Eingebung, die in bösen Märztagen den Griffel in die Hand dem drückte, der die Gestalten sprechen hörte und ihren Odem spürte; den Spendern; dem Schlesischen Bund für Heimatspiele und allen denen, die zum künstlerischen und zum tätigen Werden mühsam die Steine fügten und auch wohl Knüppel, die sich vor die Füße legten, sanft entfernten, den allen ist dies Spiel gedankt. —

Vollendet ist nichts auf der Erde, und wahrlich nicht dies Spiel. Der gute Wille muß die Tat ersezzen; denn aus dem Volk heraus — nicht aus der Bühnenzunft seht ihr das Werk zum ersten Mal erstehn. Es soll sich jähren — ein Sommer-Sammelpunkt im deutschen Land!

Daz es sich abrollt, möglichst ohne Stocken, bleib ich an dieser Säule sitzen, die manchem wohl im Wege ist; doch sprechen wir mit Maiwald: „Schmerz laß nach.“ Es ist der schlimmste nicht. — Die Spieler haben übrigens die strengste Weisung, sich stets aus dem Bereich des Steinkolos' zu spielen. Wundert euch nicht, wenn ich dem einen oder anderen das merklich einbläue, so er's vergißt, und sei es selbst — ein Roß!

Wir haben nichts gemein mit altem starren Spiel; wir spielen Leben. So gebe ich denn das Zeichen zum Beginn und spreche vor, so laut, daß alle Spieler es verstehen; hoffentlich doch jene nur.

Das Spiel beginnt!“ — Er schlägt zwei bis dreimal mit seiner Klappe — ruft zum Turm hinauf: „Maiwald sang an!“ und setzt sich an die Säule, dem Burgportal und dem jedesmaligen Spieler zugewandt.

Totenwolf

Von Kopernikulus

O des Jammers,
den' ich meiner Jugend nach!
Unter wüstem Felsgestein
irrt' ne Kindesfehl allein!
Und auf meiner Stirne lastet
die Grinn'rung an die Sippe,
die, Gebet nur auf der Lippe,
unverbawndt zum Irdschen blickte.
Meine Flügel werden bleiern,
und ich schaue nur in Schletern,
was sonst Großes mich entzückte . . ."
(Ibsen, „Brand“.)

Jugend und Heimat sind wir alle verhaftet. Auch der große Norweger war es, und das düstere, weltverlorene, kalte, frostig-schmuzige Skien seiner Kindheit schimmert erinnerungsnebelgeschwer durch diese Verse. Es war ein weiter Weg, der Weg nach Süden und ins Licht, und schließlich waren die Polypenarme der Heimat doch stärker als alles andere, und wie Peer Gynt landete auch der greise Dichter wieder im Norden, und schwerer denn je in irgend-einem seiner Werke lastet der Nebel im „Epilog“. Die Toten erwachen erst, wenn — „es zu spät ist“.

Ja, der Jugend und der Heimat sind wir alle verhaftet. Und unsere Heimat ist der Osten. Dieser deutsche Osten, in dem wir auch Norwegens Nebelwinde zu schmecken bekommen.

Aber aus dem Osten kommt das Licht. Und diese beiden Faktoren, frostiger Nebel und erstes Licht, bauen unsere Landschaft und unsere Menschen. Und „der Dichter ist der eigentliche Mensch“.

„Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen“, — wohl! Aber auch umgekehrt: wer Land und Menschen kennen lernen will, lese ihre Dichter. In ihnen kristallisiert sich ja deren Wesen und Form. Und Wesen und Form des Ostmenschen? Gleicht seiner Heimat: Nebel und erstes Licht.

Der erfrischende aus Allenstein stammende Kulturhistoriker Walter Harich hat einmal (mit anderen Worten) das Wesen des Ostens in der Weise formuliert, daß aus ihm die großen Anstöße zu neuem Werden kommen, daß es dem Ostmenschen aber nicht gegeben sei, die Dissonanzen und Probleme, das Chaos des Werdens auszugleichen durch die Harmonie der eigenen Persönlichkeit und so den Kampf der Wirklichkeit durch die Kunst zur Freiheit zu führen. Der Osten ist die Heimat der Kleistnaturen, aber die Goethe reisen in wärmerer Sonne. Und so gleicht auch wohl die Kunst des Ostens dem in der Aula des Elbinger Gymnasiums von Richard Pfeiffer geschaffenen Prometheus, der das Licht bringt, dem es aber nicht selber leuchtet, daß er am Ziel erschöpft zusammenbricht. Denn es ist zwar Licht, aber geraubtes, und der Raub rächt sich. Es ist die unreife Morgensonnen des Ostens, die wie der Keltertreter des Jesaja in blutbesudeltem Kleide über die Lande schreitet, vernichtend, nicht bauend.

Zu solchen Promethiden des Ostens gehört neben Alfred Brust auch Ernst Wiechert aus dem Forsthause Kleinort bei Sensburg in Ostpreußen.

Seine Bücher haben die Härte östlicher Landschaft, den Kampf und die blutige Sonne, jene Grenzlandsonne, die aus Russland kommt. Schauerlich und kalt leuchtet sie über der Jugend des Helden seines dritten Romans, über der Jugend des „Totenwolfs“*). Denn dieser ostpreußische Knabe, der schon symbolisch auf den Namen Wolf getauft ist und in Moor und Wald, fern von Kultur und Menschen heranwächst, von einem alten Abenteurer und seiner an eine Walküre erinnernden Großmutter als einzigen Wegweisern durch den Nebel der Jugend in Heidentum und Menschenhass hineingestoßen, wird durch den Krieg zum Totenwolf, der das überwuchernde Unkraut im deutschen Volke mit Raubtierzähnen herausreißen will, nicht bedenkend, daß das bißchen gute Saat dabei mit zu Grunde geht. Denn wieder steht über allem Tun und Lassen die alte Prometheusforderung, die auch den Stürmer Ibsen kennzeichnet: Alles oder nichts!

Aber diese Forderung hat immer zum Nichts geführt. Es ist das Abgrundige solcher Östnaturen, wie wir es schon in E. T. A. Hoffmann finden, mit dem auch Wiegert nicht fertig wird. Erbarmungslos reißt uns seine darstellende Kraft durch das Buch hindurch, um uns am Schluß jede, aber auch jede Hoffnung aus der Hand zu schlagen. Die blutige Sonne taucht unter im Nebel, ohne uns einen einzigen warmen Strahl liebevoller Versöhnung zu gönnen. Man steht erschüttert vor soviel Kraft des Könnens und soviel — Hilflosigkeit des Glaubens. Denn Held und Verfasser wollen glauben, dürsten nach Glauben, aber ein durch Dogma und Kirchlichkeit ihnen völlig verdunkeltes Christentum wird ihnen zur Quelle des Hasses anstatt der Liebe.

Uns fehlt die Sonne des Südens. Als das deutsche Reich zertrümmert wurde vor mehr als hundert Jahren, keimte ein neues nicht im Herzen, nicht im Zentrum; sondern im Nordosten erblühte ein neues Reich: Preußen, das dann zwar zu einem neuen deutschen Reich führte, dem aber der Süden fehlte. Uns fehlt der Süden, uns fehlt Österreich zum Ausgleich unseres deutschen Wesens. Uns fehlt der geschmeidige sonnige Pylades, der dem schwerblütigen Orest des Nordens den hellen Weg zeigt, wenn er im Wirrwarr, im Titanenkampf mit dem Gedanken, im spekulativen Grübeln um die letzten Dinge verzweifelt stöhnt:

Bin ich bestimmt zu leben und zu handeln,
so nehm' ein Gott von meiner schweren Stirn
den Schwindel weg, der auf dem schlüpfrigen
mit Blut besprengtem Pfade fort
mich zu den Toten reißt

Dann Heil! Allen Promethiden auf deutscher Erde! Die Entfesselung naht.

Kalender 1925

Es ist vielen Freunden unserer deutschen Heimat in den letzten Jahren schmerzlich gewesen, diesen oder jenen Kalender zu vermissen, der in einer Reihe von Jahren zum Freunde und Vertrauten geworden ist. So ist es warm zu begrüßen, daß nun wieder

alte Friedenskalender herausgegeben werden, die durch vortreffliche Bebilderung und gute Auswahl des Inhalts überraschen und erfreuen. Einer der feinsten und wirkungsvollsten, die ich bisher sah, ist der von Karl Maßner im Dürer-Verlag, Berlin-Zehlendorf, erschienene „Heimatkalender“. Ihm ist es in der Tat gelungen, das Beste der alten mit dem Besten der neuen Zeit in schöner Harmonie zu vereinen. Namen zu nennen würde zu weit führen. Wir haben einen Heimatkalender im besten Sinne vor uns und freuen uns auch der großen Anzahl künstlerischer und literarischer Beiträge von Künstlern des Ostens.

Wie immer, ist der auch im Kriege selbst vorbildlich zusammengestellte und bildlich wie textlich hervorragende Kalender „Kunst und Leben“ (Verlag Fritz Hender, Berlin-Zehlendorf) nun im 17. Jahrgang erschienen. Es bedarf weniger Worte, denn kaum ein anderer Kalender ist so bedingungslos zu loben, weil Inhalt, Anordnung und Ausstattung (55 Originalzeichnungen und Holzschnitte!) von seltener Harmonie sind. Hier finden sich unsere ersten Dichter und Künstler zusammen und erfreuen den großen Kreis der Freunde dieses Kalenders.

In das Schaffen und Leben der jüngsten Künstlergeneration führt uns der von Willi Geißler (s. „Ostdeutsche Monatshefte“, III. Jahrg. Heft 10) im sechsten Jahr herausgegebene „Greifenkalender“ im Greifensee Verlag zu Rudolstadt in Thüringen. Hier ist gärender Most, flammendes Leben, ein schneller Pulsschlag der Zeit, ein Spiegel vom Leiden und Schaffen junger Kunst. Oft wirkt dieser Schrei fremd und abstoßend, aber dann wieder finden sich unter den von Josef Winkler und Willi Geißler ausgewählten Beiträgen und Bildern Perlen, die uns wieder mit anderem versöhnen und zeigen, welcher starke Wille und welche Kraft hier zu Wort kommt.

Auf anderer Stufe steht der im ersten Jahrgang erscheinende Seekalender, der Bilder von der deutschen Nord- und Ostsee mit Textbeilagen bringt. Ernst Garduhn hat die Auswahl getroffen, unser Osten ist nicht vergessen, wenn auch die Wahl der Abbildungen nicht immer glücklich zu nennen ist. Der Seekalender hat Anklänge an den Ostmarkkalender, der aber die Dinge von höherer Warte sieht (Verlag Leon Sauniers Buchhandlung, Stettin 1924).

Für die Grenzlande von besonderer Bedeutung ist der nun schon mehrere Jahre im Hermann Eichblatt-Verlag zu Leipzig erscheinende Kalender „Deutsches Land in Feindeshand“, dem Bogislav von Selchow ein Geleitwort gab und der uns sowohl ins Elsaß wie nach Danzig, an die Ruhr und an die Weichsel, an den Rhein, an die Memel bis ins Baltienland führt. In ihm steckt noch der Glauben an eine deutsche Volksgemeinschaft, von der uns Federzeichnungen deutscher Künstler, Gedichte und Sprüche erzählen. Es ist in ihm der Mahnruf, die verloren gegangenen Gebiete nicht zu vergessen.

Zum ersten Male ist auf das Jahr 1925 ein Kalender des Auslandsdeutschums erschienen, herausgegeben von dem Deutschen Auslands-Institut in Stuttgart, der es sich zur Aufgabe macht, das Deutschum im Auslande mit der Heimat zu verbinden und somit engere Brücken zu einander zu schlagen. Es ist ein Abreisekalender, in dem jedes Blatt immer eine Ansicht aus Städten des Auslandes mit erklärendem Text zeigt. Der Kalender führt uns

nach Estland, Lettland, China, Bosnien, Kamerun, Palästina, Amerika, Elsaß-Lothringen, Rumänien, Freistaat Danzig usw. Er ist mit Sorgfalt zusammengestellt; seine bildliche Ausstattung gut und abwechselungsreich.

Ein neuer Heimatkalender führt uns wieder nach Osten. Es ist der zum ersten Mal im Verlag A. W. Kafemann-Danzig in Buchform erschienene „Danziger Kalender“, der von Anton Bertling bearbeitet ist. Die Bilder lassen vielfach zu wünschen übrig, und der Eindruck des Kalenders, der inhaltlich recht gute Beiträge bringt, leidet unter den vielen Anzeigen innerhalb des Textes.

Als letzter sei der von der Danziger Verlags-Gesellschaft (wir bringen bald einen ausführlichen Beitrag über ihr Wirken) im Auftrage des Ausschusses für Volks- und Heimatkunde des Deutschen Heimatbundes-Danzig herausgegebene Danziger Heimatkalender 1925 genannt. Umschlag, Format, Inhalt und Bebilderung machen einen guten Eindruck, ein Volkskalender in Buchform, der warm zu empfehlen ist. Der außerordentlich billige Preis (1 Gulden) ist hervorzuheben.

Carl Lang e.

B u c h b e s p r e c h u n g e n

Ausführliche Besprechung einzelner Werke behalten wir uns vor. Für unverlangt eingesandte Bücher wird keinerlei Anzeige- und Besprechungsverpflichtung übernommen. Die Schriftleitung

Eine Bibliothek ist eine Versammlung von geistigen Persönlichkeiten, zu Gast geladen vom Besitzer, der in der Auswahl sich selbst ausprägt.

Willy Frank

M a x H e r r m a n n: *Im Stern des Schmerzes*. Verlag „Die Schmiede“, Berlin 1924.

Max Herrmann hat das Unglück gehabt, ein schlesischer Dichter, der schlesische Dichter zu sein, wenn man — wie kürzlich wieder Blei — Dichtung und Gedicht und verdichten zusammenputzt. Das gibt der Heimatprovinz, diesem im letzten amüsischen Land, Berechtigung, ihn entweder über die Hand weg abzutun, weil dergleichen Narrheiten wie Gedichtemachen dieser Zeit nicht geziemten, oder erwünschte Gelegenheit, ihn durch das Herabholen auf eine niedere Ebene dem süßen Pöbel zugänglich zu stellen. Unbeirrt aber von solchen Alberheiten geht Herrmann seinen großen, ein wenig einsamen Weg (eine Phrase, die sich hier noch einmal zu sagen verlohnt!).

Nach „Verbannung“ und „Preisgabe“ 1919 haben wir dieses neue

Gedichtbuch. Im Stern des Schmerzes wuchs Zeile um Zeile. Es ist müde und es ist eine leise Klage, daß das Leben schnell und grausam und mitleidslos ist. Was man vorher nicht recht sehen konnte, — Herrmann ist nun ein Dichter, nicht nur der seelischen Zustände, auch des Geschehens geworden, so daß balladeske Strophen wie starke, hinreißende Melodien sich knoten. Mir scheint, daß diese Gedichte die Höhepunkte des Buches sind. Ich denke nur an „Dass nie der zauberhafte Brief gekommen ist zu rechter Zeit“, „So wird man Frauenspiel und Kinderspott“, „Ein Schatten in der Nacht“, endlich das „Ende des Odysseus und seiner Gefährten“, ein Vers, in dem sich Süßigkeit und Müde zu einem Märchen einen. Es ist ein starker, berauschender Wein in diesem Buch. Es werden viele dran trunken werden. Ich kenne keins aus den letzten Jahren, in denen der Ton so gehalten wurde wie hier.

Will-Erich Peuckert

J a c o b B ö h m e: „Vom dreifachen Leben des Menschen“ (Hansatische Verlagsanstalt, Hamburg).

Im Gedenkjahr Jacob Böhmes verdient es den Dank aller religiös und philosophisch Interessierten, wenn ein Verlag es unternimmt, ein schwer zugängliches Werk, wie Böhmes „Vom dreifachen Leben des Menschen“ in einer schön ausgestatteten, ungekürzten Einzelausgabe erscheinen zu lassen. Die innige Gottverbundenheit des großen Mystikers, seine große, echt religiöse Persönlichkeit hat unsrer nach innen strebenden Gegenwart viel zu sagen. Die von Lothar Schreyer besorgte, mit ausführlichen Erläuterungen versehene Neuausgabe von Böhmes grundlegendem Werk wird auch dem gebildeten Laien die Pforte öffnen zu einem der tiefsten und eigenartigsten Denker.

Hans Gäfgen

Alfred Hettner: Grundzüge der Länderkunde. II. Außereuropäische Erdteile. Erste und zweite Ausgabe. Mit 197 Kärtchen und Diagrammen im Text. VI und 451 Seiten, groß 8°. Leipzig und Berlin 1924. Gehestet Goldmark 11.30; gebunden Goldmark 13.—.

Ob es übertrieben wäre, wenn ich behaupten wollte, beinahe jeder Leser, der eine Länderkunde in die Hand nehme, trete mit besonderen Wünschen und Erwartungen an ein solches Werk heran? —

Der eine sucht in ihm vornehmlich wirtschaftliche Belehrung, der andere möchte seine Einsichten in weltpolitische Fragen klären und erweitern. Dieser fände gern übersichtliche Angaben über den geologischen Bau der Erdteile und jener möchte sich die Landschaftsbilder fremder Zonen in möglichst bunten Farben schildern lassen. Dabei dürfen sich alle gleicherweise darauf berufen, daß ihr Verlangen durchaus nicht unbillig sei.

Allen diesen Wünschen gerecht zu werden, ist eine schwere Kunst. Sicherlich hat Hettner diese Kunst gemeistert, soweit das überhaupt menschenmöglich ist. Ein jüngerer, leidenschaftlicherer Verfasser wird in solchen Fällen immer wieder ausbrechen und die Gebiete, welche ihn selber gerade beschäftigen, auffällig bevorzugen, um andere dafür mehr oder minder zu vernachlässigen. — Das dieses Verfahren länderkundlichen Büchern eigene Reize verleiht

kann, steht wohl fest, aber trotzdem wird ein ernster Wissenschaftler dem Geographen den Vorzug geben müssen, der in strengster Selbstzucht nur an die Forderungen des Stoffes, nicht an eigene Neigung denkt.

Gerade diese strenge Zucht müssen wir an der Hettnerschen Länderkunde immer wieder bewundern. Sie gibt seinem Stil etwas Gedrängtes, fast Lakonisches, und doch erkennen wir allerorten, daß diese Ausdrucksweise nur die beherrschte Sprache eines Mannes ist, dessen reiches Wissen sich gar gern in breitere Bäche ergießen möchte.

Immer wieder soll der Länderkundige gleichzeitig zwei Aufgaben gerecht werden; er soll Länderindividuen schildern und doch darüber die zahlreichen Beziehungen nicht vergessen, die zwischen den einzelnen Individuen vorhanden sind; denn jedes geographische Einzelphänomen erhält seine planetarische Bedeutung erst durch sein Verhältnis zu ähnlichen Phänomenen und durch seine Beziehungen zum Erdganzzen. Gäbe es keinen Erdteil Afrika, so würden wir die übrigen Wüstensteppen der Erde ganz anders einschätzen, und wogte an Grönlands Stelle tiefes Meer, so möchten uns Gletscher und Inlandeis in recht verändertem Licht erscheinen.

Auch dem Wirtschaftsgeographen wird diese neue Länderkunde sehr willkommen sein, geht doch die wirtschaftliche Entwicklung mancher Erdräume so rasch vor sich, daß selbst der Fachmann durch die neuesten Angaben überrascht wird. Wie wenig ist z. B. heute dem Wissbegierigen noch mit den wirtschaftsgeographischen Angaben über Südbrasilien und Argentinien gedient, die er in einem noch so zuverlässigen Buche findet, das bereits vor dem Weltkrieg geschrieben wurde? —

Dass die zahllosen Kärtchen ein wesenhafter, besonders lehrreicher Bestandteil des Buches sind, versteht sich bei Hettner, der Erdkunde fast mehr zeichnet als schreibt, ganz von selber.

Mich persönlich berührt es besonders angenehm, daß Hettners Länderkunde zu den Büchern gehört, die für Deutsche von Deutschen geschrieben wurden. So wenig auch der Verfasser mit seiner Person hervor-

tritt, haben wir doch immer wieder das Gefühl, daß hinter diesem Buche ein aufrechter deutscher Mann steht, dessen sehnlichster Wunsch dahin zielt, es möchte mit Deutschland in der Welt wieder vorangehen. Dieser Umstand macht mir seine Länderkunde besonders wert; Erdliebe und Liebe zum eigenen Volk haben sich zusammengefunden, um den Landsleuten die Erde zu schildern, an der auch wir Deutschen unseren Anteil heischen dürfen und heischen sollen.

Prof. Frikz Braun

Walter Kührke: Kant und seine Umgebung. Mit einem Titelbild und 40 Abbildungen. Königsberg i. Pr. 1924, Gräfe & Unzer Verlag, 109 Seiten.

Die Zahl der im Jubiläumsjahr erschienenen Kantbücher ist groß. Wenn nun an dieser Stelle eines herausgegriffen und den Lesern, ob Philosophen oder Laien, zur Anschaffung empfohlen wird, so muß es sich um etwas Besonderes handeln. Sein Verfasser ist Hochschularchitekt in Königsberg und hat den überaus glücklichen Gedanken gehabt, das soziale und landschaftliche Milieu Kants im Bilde festzuhalten. Und das Unternehmen ist geglückt. Was hier geleistet ist, fehlt für andere Denker, selbst für Leibniz, Hegel und Nietzsche. Das Buch ist deshalb ein Novum in der philosophischen Literatur und mit Recht. Denn der innere Grund dafür liegt in dem besonderen Verhältnis Kants zu seiner ostpreußischen Heimat, an der er voller Liebe hing, und an dem Heimatgeist der kantischen Philosophie, den wir bei anderen Denkern nicht finden und den selbst die Philosophie Spinozas (dessen Häuschen in Rijnsburg pietätvoll erhalten ist) nicht erreicht. Wenn uns in diesen Tagen durch Karl Vorländer die erste wirkliche Biographie Kants (2 Bände, Verlag Felix Meiner) geschenkt ist, so haben wir in dem so billigen wie prächtigen Büchlein Kührkes einen Teil der von Vorländer zwar vorgesehenen, aber der Ungunst der Zeit zum Opfer gefallenen Illustrationen als wünschenswerte Ergänzung. Der Verfasser begnügt sich nicht damit, neben den selbstverständlich wiedergegebenen verschiedenen Abbildungen Kants uns die

Freunde dieses Meisters der Freundschaft und der Geselligkeit im Bilde vorzuführen, er hat auch Abbildungen der vielen bereits abgebrochenen Kantstätten aus Archiven und Privatbesitz aufgestöbert und uns mit ihrer (übrigens ganz vortrefflichen und klaren) Reproduktion einen ungewöhnlich reizvollen Abglanz des alten Königsbergs Kants geschenkt, das jeder, der Kants Schriften liest, vor Augen haben sollte. Oder ist die Kenntnis des Königsberger Doms in seiner ältesten baulichen Form, um den sich sein Leben abspielte, oder des Kanterschen „Laden vogelbauers“ (in der Alstädtischen Langgasse), dem Sammelpunkt der Königsberger Intelligenz, in welchem Herder eine kurze Zeit Gehilfe war und über welchem Kant selber wohnte, oder des idyllischen Forsthäuses Moditten, wo er seine „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“ schrieb, oder des Holländerdamms, auf dem er spazierengehend die „Kritik der reinen Vernunft“ überdachte, für das Verständnis seiner Person und seiner Lehre so unwichtig? So ist das kleine Buch unersetzlich. Papier und Druck sind vorzüglich. Wir wünschen, daß recht bald neue Auslagen mit vielen weiteren Abbildungen folgen mögen, so daß ein rechtes Heimatbuch, und nicht bloß für die Studierten, herauspringt. Wer zu Ostern in Königsberg war, weiß, daß dies heimatliche die einzige Form, aber doch eine Form ist, in der Kant zum Besitztum eines Volkes in allen seinen Schichten wirklich gehören kann. Glückliches Ostpreußen!

Paul Feldkeller

Hans Fehr: Massenkunst im sechzehnten Jahrhundert. 1924, Verlag H. Stubenrauch, Berlin.

Man weiß heut längst nicht mehr, was eine Zeitung ist. Man glaubt, es handele sich um die Mitteilung langweiliger Reichstagsitzungen, Tannenbergfeiern und Frühstücksreden. Das Amüsante an einer Zeitung — die Kunst, Lüge als Wahrheit aufzupuzen — wird durch die ständige Übung fad. Die richtigen Zeitungen drückt man heut in den Nestern drei Stunden hinter der Eisenbahn. Der Queistalbote, das Friedeberger Amtsblatt, der Anzeiger für Bad Carls-

ruhe — das lob ich mir. Wer mehr an Winnetou als an dem alten Ajax Gefallen fand, wird mich begreifen. Politische Belanglosigkeiten sind hier belanglos und fallen aus, daß eine Kuh ein Kalb mit einer Mönchsplatte geboren, ist unvergleichlich interessanter. Daß jeder erreichbare Mord mit allen Einzelheiten beschrieben wird, ist selbstverständlich. Und auch, daß man mitunter Geschichtchen von den seltsamen Sitten der Völker weit hinter der Türkei einstreut.

Volkskunde ist keine zimperliche, romantisierende, blauäugige Angelegenheit. In diesen (uns peinlich anmutenden) Begierden nach Blut, Rausch, Wunderhaftigkeit verbirgt — nein offenbart sich eines Volkes Seele.

Fehr hat die Einblattdrucke (der Wickiana) — die Zeitungen des 16. Jahrhunderts — herausgegeben. Und der gemeine Mann der Lutherzeit, der deutschen Renaissance begegnet uns mit seinen geistigen Forderungen. O, er ist unserm „Volk“ in seiner Gänze, nicht nur der misera plebs, verzweifelt ähnlich.

Das ist der wissenschaftliche, der geistige Wert des Buches. Ueber den künstlerischen wage ich nicht zu urteilen. Dem Laien erscheint es schön und prächtig. Der kostbaren Sammlung Wickiana gemäß. Ich habe viel Freude dran.

Will-Erich Peuckert

Alexander Koch: „Deutsche Kunst und Dekoration“. Verlagsanstalt Koch, Darmstadt. „Das schöne Heim“.

Wir haben schon häufig die vor trefflichen Zeitschriften der Verlagsanstalt Alexander Koch-Darmstadt besprochen. Im Oktober/Novemberheft „Deutsche Kunst und Dekoration“, das über 100 Illustrationen enthält, sind ausgezeichnete Wiedergaben, wie wir sie bei dieser Zeitschrift gewohnt sind. Auch die Beiträge von hervorragenden Kennern auf allen künstlerischen Gebieten, einschließlich Wohnungsbau, Innenausstattung, Keramik, Glasarbeiten, Stickereien, stehen auf einer Höhe, die unbedingte Anerkennung und wärmste Empfehlung des von Hofrat Alexander Koch geleiteten Werkes fordert.

Im gleichen Verlag erschien in zweiter verbesselter Ausgabe ein Rat-

geber für die Ausstattung und Einrichtung der Wohnung: „Das schöne Heim“. Es ist nicht nur ein Wegweiser für jeden, der sich ein Haus baut, sondern auch ein wertvoller Förderer für die Ausschmückung des eigenen Heims. Was hier in guter Auswahl über die Wohnungskunst und Wohnungskultur gesagt ist, hat in unserer materiellen Zeit doppelte Bedeutung. Das Buch zeigt Wege, dem Raum des Hauses schöne Behaglichkeit zu schaffen, die im Verein mit künstlerischen Formen das Auge schult und auch dem Laien Verständnis für diese überaus wichtigen Lebensfragen gibt. Alexander Koch sagt über den Aufbau und die Pflicht des einzelnen am Schluß seines schönen Werkes: „Das eigene Heim ist und bleibt die Grundlage aller Gesittung, die stärkste Stütze aller Arbeitslust und -fähigkeit. Schaffen wir Heimstätten, fördern wir die Freude am Heim, die Hauptgrundlage für Glück und Zufriedenheit, eingedenk des Wortes unserer Väter: „Eigner Herd ist Goldes Wert.“

Carl Lange

August Eigner: Auf silbernen Saiten. Eine Anthologie. Verlag des deutsch-österreichischen Autorenverbandes, Wien 1923.

Diese Anthologie verdient Beachtung als Lebenszeichen derer, die sonst im Winkel sitzen und heute schwerlich dazu kommen können, mit einem ganzen Gedichtbändchen hervorzutreten. Die Zeit hat es den Dichtern, den jungen und noch nicht bekannten zumal sehr schwer gemacht. Es ist darum ein Verdienst Eigners, daß er durch eine Anthologie manchem Namen einen, wenn auch spärlichen Lichtstreifen zuführt. Wie in jeder Anthologie stehen hier neben guten Zeilen auch solche von durchschnittlichem Wert oder gar minder gute, deren Verfasser sich erst ausreifen müssen, um das Wesen eines lyrischen Gedichts vollauf begreifen zu können. Es ist immerhin erfreulich zu sehen und zu hören, daß es im neuen Österreich (*o tempora!*) sich wieder zu regen beginnt, daß nach dem großen Kataklismus die Lust zum Singen wieder erwacht. Das ist für sich allein schon ein gutes Omen und man ist dem

herausgeber für diese Botschaft dankbar. Aber bei einer neuen Anthologie müßte er auch ganz Österreich berücksichtigen, denn in dieser ist nur ein winziger Teil dessen zu finden und — man muß sagen — nicht immer der beste. Das äußere Gewand des Büchleins wirkt anmutend.

Hermann Sternbach

Philip Witkop: „Deutsche Dichtung der Gegenwart“ (Verlag H. Haessel, Leipzig).

Der Freiburger Literarhistoriker hebt in diesem knapp gefassten Buche aus der Fülle der zeitgenössischen literarischen Erscheinungen eine Anzahl Dichter heraus, die ihm besonders wesentlich erscheinen. Muß auch eine Arbeit, wie die vorliegende, stets stark subjektiv gefärbt sein, so bleibt doch genug des Lesenswerten auch für den, der mit der Auswahl der behandelten Dichter nicht stets übereinstimmt. Das Buch behandelt in vier Kapiteln den Roman der deutschen Schweiz, dem Witkop, da er, nach seiner Ansicht, die Kultur- und Formprobleme des heute besonders deutlich macht, großen Raum gewährt, dann den deutschen Roman, das Drama und die Lyrik.

Hans Gäfgen

Oskar Lang: „Anton Bruckner“ (Verlag C. h. Beck, München).

Immer weitere Kreise schlägt das Erleben Bruckners in seinen Bann. Ihnen allen sei die kleine Schrift Oskar Langs ans Herz gelegt, der sich nicht in musiktheoretischen Einzeluntersuchungen erschöpft, sondern eindringt in die naiv-gewaltige Persönlichkeit des Komponisten und Menschen, der, das ist heute kein Zweifel mehr, zu den grandiosesten Erscheinungen im künstlerischen Leben der abendländischen Kultur gezählt werden muß. Wesen und Bedeutung Bruckners erhellt aus Langs Buch in kristallener Klarheit; unter den Biographien, die sich mit dem Meister befassen, ist diese die am Umfang kleinste, an Bedeutung größte.

Hans Gäfgen

Søren Kierkegaard: „Leben und Walten der Liebe“ (Verlag Eugen Diederichs, Jena).

Als dritter Band der Erbaulichen Reden Kierkegaards erscheint das „Leben und Walten der Liebe“, in dem der Denker der landläufigen Auffassung der christlichen Liebe als sentimental Gefühlsüberschwang seine Auffassung der Liebe als Gottesverhältnis, als Verschmelzung von umfassender Milde und schärfster Strenge gegenüberstellt. Alle geistig und religiös Interessierten sollten sich mit Kierkegaards ungemein fesselnden und beachtenswerten Gedanken-gängen auseinandersetzen.

Hans Gäfgen

Herbert Eulenberg: „Die Familie Feuerbach“ in Bildnissen, im Verlag J. Engelhorn, Stuttgart.

Herbert Eulenberg vermag es besonders gut, uns in kurzen Streiflichtern Künstler und schaffende Menschen zu schildern. Das beweist er wieder in dem soeben erschienenen Buch „Die Familie Feuerbach“. Er versteht es, eine immer wachsende Teilnahme an dem Stammvater und den bedeutendsten Männern aus dem Haus und Geschlecht Feuerbach, dieser Gelehrten- und Künstlerdynastie, hervorzurufen. Mit feinem Verständnis und tiefer Liebe sind hier Persönlichkeiten dargestellt, aus denen uns die Wesensart Anselm Feuerbachs hervorleuchtet und wieder in uns auflebt.

Hans Herrmann

Hans Franke: „Untergang“ (Verlag Walter Seifert, Stuttgart-Heilbronn).

Der in Heilbronn lebende, junge Dichter, der durch die Versbände „Meine Welt“ und „Befreiung“ und das Drama „Opfer“ sich als beachtenswertes Talent im Kreise der jungen Dichtergeneration erwiesen hat, sucht in den drei Akten „Untergang“ den Kampf zwischen Materialismus und innerlichem Weltgefühl zu gestalten. Das pessimistisch durchwehte Werk, dem Verlebendigung durch eine führende Bühne zu wünschen wäre, ist symptomatisch für das Fühlen und Denken der jüngeren Schaffenden und läßt schon durch die Problemstellung die Hoffnung auf innere Gesundung der Dichtung unserer Tage aufkeimen.

Hans Gäfgen

Oskar Beyer: "Bach" (Furche-Verlag, Berlin).

Ein schmales Heft, reich an Gedanken und durchglüht von der Fülle des Erlebens. Vielleicht das Schönste, was bisher über Bach gesagt wurde. Zu den Wurzeln weist Beyer, zu den Urkräften, aus denen der Genius erwuchs. Ein Buch für stille, innerliche Menschen, eine beglückende Gabe für solche, die fern vom Lärm Erbauung und Labsal suchen.

Hans Gäfgen

"Niedersachsen", seine Entwicklung — seine Zukunft. Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft, Charlottenburg 2, herausgeber Erich Köhrer.

In der Bücherreihe "Deutsche Stadt — Deutsches Land", die der Schriftsteller Erich Köhrer herausgibt, ist als siebenter Band ein umfangreiches Werk über "Niedersachsen" erschienen, in dem die Provinz Hannover und die Freistaaten Braunschweig, Oldenburg und Lippe behandelt werden. Der größte Teil des Buches besteht aus Anzeigen und Einzelbildern aus dem Wirtschaftsleben Niedersachsens. Die Auswahl der Bilder im vorderen Teil des Textes ist nicht immer glücklich gewählt. Der Inhalt beschäftigt sich mit den kulturellen, wirtschaftlichen und landschaftlichen Fragen und Errungenschaften Niedersachsens, sein Verhältnis zum Reich, seine Zukunfts-aufgaben, seine bedeutendsten Kunstdäte und Badeorte. Oberpräsident Noske gab dem umfangreichen, auf Kunstdruckpapier gedruckten Buch das Geleitwort.

Thomas

"Die Reklame", Sonderheft Buchreklame und Buchkunst, Zeitschrift des Verbandes deutscher Reklamefachleute im Verlag Francken und Lang, Berlin.

In oben genanntem Verlag ist soeben das Sonderheft Buchreklame und Buchkunst erschienen. Das vorliegende Buch ist in seiner ganzen Ausstattung hervorragend und dahin gerichtet, Firmen und Verlegern zu zeigen, wie man eine dem Auge gefällige, ja künstlerische Reklame vornehmen kann. Es ist sehr zu begrüßen, daß auch die Reklame dahin geht, künstlerisch-ästhetische Werbemittel zu schaffen und mit dazu beiträgt, er-

zieherisch auf den Geschmack des kaufenden Publikums zu wirken. Diese Zeitschrift gibt bildlich und textlich eine Fülle wertvoller Anregungen und ist ein außerordentlich interessierendes Werk für alle Zweige des Geschäftslebens. Eine zweite Nummer dieser sehr heifällig aufgenommenen Zeitschrift erscheint im November.

H. B.

Cäsar Flaischlen. Von G. Stecher. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Zu Lebzeiten des Dichters schrieben über sein Schaffen Georg Muschner und Frank Thieß, deren Arbeiten aber dem Verlag nicht mehr genügten. So war G. Stecher der Erwählte, um über Flaischlen zu Gericht zu sitzen. Er entledigte sich dieser Aufgabe mit Geschick und Takt und erwies sich als ein verständiger und milder Richter, der sich tief in die Akten vergraben, auf sie sich beschränken und ein Recht sprechendes, wohl begründetes Urteil über Flaischlens Leben und Werke fällen konnte. Aber ein Gerichtsurteil ist vielfach etwas einseitig und gewaltsam, wird deshalb auch in der nächsten Instanz oft abgeändert, wenn nicht gar aufgehoben. Gewiß gelingt es dem stilgewandten Verfasser, die seltene Einheit von Kunst und Leben im Werden des Dichters klar aufzuzeigen, Licht und Schatten berücksichtigend, aber dies und leider nicht mehr auf 222 ganzen Seiten, die eine starke Probe auf die Geduld des Lesers sind. Es wäre eine falsche Bescheidenheit des Verfassers gewesen, wenn er "um der Sache willen" seine Person so weit in den Hintergrund gedrängt haben sollte, daß die an sich saubere Arbeit jeglicher subjektiver Reize ermangeln müßte. Gewiß, es geht auch so, und Flaischlens Leben fesselt auch so, aber die Darstellung ist eben nicht von dem suggestiven Geist getragen, der Flaischlen erfüllte und trotz dem Mangel an Phantasie seine feinsinnigen, optimistischen Lebensbetrachtungen zu Dichtungen machte. Stecher sieht sie von innen her wachsen, aber sind sie fertig, ist auch sein Urteil fertig, indem er im Sinne des Dichters, d. h. subjektiver Ästhetik, das Ziel als erreicht anerkennt, wenn nur das Werk gehalten, was es versprochen hat.

Adolf Armin Kochmann

NEUE WERKE VON **FRITZ GÖRRES**

110 Sinngedichte u. Satiren

Broschiert 1.75 M.

Halbleinen 2.25 M., Ganzleinen 2.75 M.

„Zwerge und Kobolde“

Ein Bilderbuch (mit Gedichten, Lied und Noten)

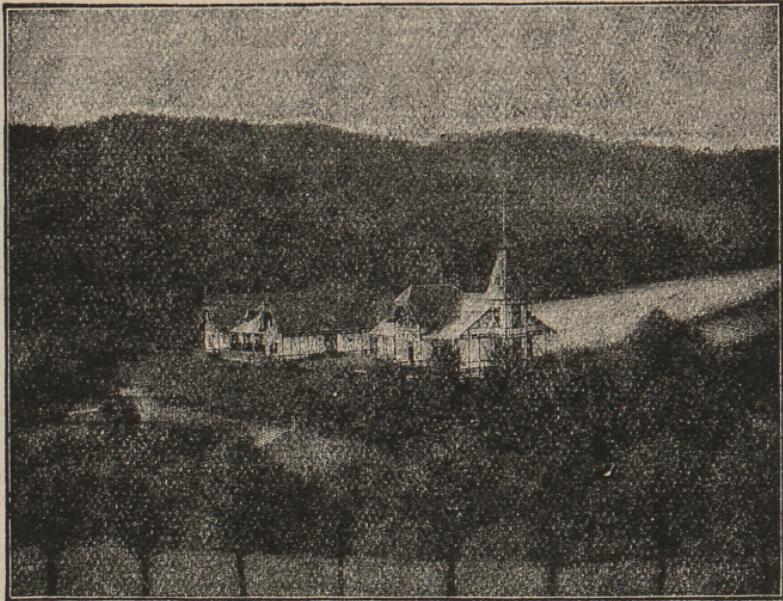
für Kinder bis 12 Jahre

In dauerhaftem Einband 4.— M.



Durch jede gute Buchhandlung

BUCH- UND KUNSTDRUCKVERLAG C. SCHULZE
ESSEN und BAD SALZUFLEN



STRAUCHMÜHLE

Idyllischer Luftkurort im Walde bei Oliva

BESITZER: ALBERT LEITZKE

Fernsprecher: Strauchmühle, Amt Oliva No. 1

Mit dem Südharz vergleichbar / 10 Minuten Fußweg von Oliva / 15 Minuten Bahnfahrt Danzig, 5 Minuten Zoppot Straßenbahn 10 Minuten Glettkau, 30 Minuten Danzig Gut eingerichtete Zimmer mit Balkon in sonniger Lage mit und ohne Pension / Warme Bäder / Eigene Kraftanlage für Licht- und Wasserleitung / Zentralheizung

SEHR GEEIGNET FÜR ERHOLUNGSBEDÜRFIGE

Beste Verpflegung, da eigene Landwirtschaft von 90 Morgen,
295] Obstgärten, Forellenteiche

Eigene Gespanne, auch mit Landauer, jeder Zeit zu haben

Der Totenwolf

Roman von Ernst Wiechert

Geh. M. 2.80, in Habsl. M. 4.—

Das Kampferlebnis des Frontsoldaten, der rüchhaftlose Einsatz für die Idee des Vaterlandes, gestaltet dieses Werk. Verwurzelt in dem Boden des einsamen Ostpreußens, in uralten heiligen Wäldern, ist dieser Roman mit seiner tiefen Symbolik gewaltigster Ausdruck deutschen Schriftstums. Wichtig stellt Wiechert die inneren Kämpfe nochmals vor jeden hin, der das vergangene Jahrzehnt erlebt hat. Voll Liebe umfasst er das ganze Volk. Heißer Haß lobert gegen die Phrasen der Bequemen und Genießer. Glaubend weist er in die Zukunft der deutschen Erde.

Wenn dies Buch nicht zündet — ist Deutschland tot. Helmut Penßl, Königsberg
Das Buch hat mich außerordentlich interessiert. Durch die Unerhörlichkeit regt es zum Nachdenken und zur Selbststeirte an. Unsere Jugend kann aus ihm viel Ernst und Kraft schöpfen.
von Leitow-Dörbeck

Es geht um die innerste und eigentliche Tragik des deutschen Geistes seit zwei Jahrtausenden. Prof. Schneyer, Coburg

Das Buch hat auf mich einen tiefen Eindruck gemacht. Es wirkt luftreinigend. Der Totenwolf ist eine starke Dichtung und eine gute Tat. Richard Graf du Moulin-Edart, München
In unheimlicher Energie ist ein Mannes- schicksal aufgebaut. Die Charaktere in ihrer Starrheit wundervoll gezeichnet, ganz seltsam zart und innig die Stimmung über Moor und Wald.
Edensföder Zeitung

Das Buch geht weit über den Durchschnitt hinaus. Diese Wucht, der stürmende Rhythmus, dieser Reichtum an unverbrauchten Bildern. Ein Buch für die Zeit, ein notwendiges Buch.
Pfarrer Mühlhausen, Leipzig

Von michelangelolesker Wucht ist dieser Totenwolf, ein starkes Buch. Alle, die den Krieg so erlebt haben wie Wiechert, werden das Buch richtig werten. Dr. Siegfried Berg, Bernburg
Ungestüm häuft sich der Dichterwildling gegen den Verrat der deutschen Seele auf.

(Zwiespruch)

Das Buch ist mir immer wertvoller geworden. Aus ihm spricht so viel deutscher Sinn, Wahrheit und Tapferkeit und Mannesstreue. Jeder alte Frontkämpfer wird hinaufzählen werden durch die prachtvolle Schilderung des Kampfes und des Aufgehens in diesem. Sie kann nur jemand geschrieben haben, dem der Kampf inneres Erleben geworden ist. Dr. Rudolf Dalitz

Das tragische Bekennnisbuch, die Höhenwerk eines Dichters; ein literarisches Erlebnis, weltgerichthaft, todesernst und doch von unvergesslicher Schönheit. (Geraer Zeitung)

Die mit Löns Helden Tod gerissene Lücke harrte bisher noch der Auffüllung. Die geschlossene Wucht und die gedrängte Fülle der Gedanken zeigt, daß Wiechert aus helligem Ernst handet. Dr. G. Meitzer, Leipzig

Wir lassen die Beurteilungen sprechen

Habbel & Naumann Verlag, Regensburg und Leipzig

Die beliebtesten Erzählungen der ostpreußischen Dichterin Agnes Harder

Das trautste Marjellchen. Eine Erzählung. Mit zwölf Zeichnungen von Heinrich Gusemühl. Dritte Auflage.

Ein Alltagschicksal auf weiggeschichtlichem Hintergrund. Aber so plauderhaft - nein, ohne Banalität und falsche Rührseligkeit wiedererzählt, daß auch nicht allzu anspruchsvolle erwachsene Leser ihre Freude daran haben können. Kleine und große Kinder werden das trautste Marjellchen und seine Gefährlein in Freud' und Leid gewiß rasch liebgewinnen.

Königsberger Allgemeine Zeitung.

Alle miteinander. Neues vom trautsten Marjellchen. Erzählung. Zeichnungen von Helene Hartt. Zweite Auflage.

Einen großen Vorzug hat das Buch: es ist einfach erzählt, es enthält nicht die üblichen Badischen Abberheiten. Und die Menschen sind Menschen geblieben. Lit. Jahresbericht d. Dürerbundes 1919/20.

Schlumfsi. Eine Hundes- und Menschen geschichte. Mit sechzehn Bildern von Dora Baum. Zweite Auflage.

Es ist vollkommen richtig, wenn gesagt wird: Mit dichterischer Feinheit und menschlicher Güte hat die Verfasserin die Beziehung zwischen Kind und Tier darzustellen versucht. Aber auch jeder Erwachsene, der ein Tierfreund ist, besonders ein Hundefreund, wird diese Geschichte gern lesen, die wirkliche Gemütswerke zu fördern berufen ist.

Idehoer Nachrichten.

Alas. Eine Eisbären geschichte. Mit Bildern von Heinrich Linzen.

Agnes Harder hat uns mit diesem mit der ganzen Fülle ihrer reichen Kenntnisse ausgestatteten Buch ein schönes Geschenk beschert, das auch mit einer Anzahl hübscher Bilder von Heinrich Linzen ausgestattet ist. Ich wünsche, daß es auf vielen Weihnachtstischen liegen möchte, nicht nur als ein für Knaben und ihre erwachsenen Hausgenossen amüsantes Buch, sondern auch als eines, das Interesse für naturwissenschaftliche Kenntnisse, die ein nicht hoch genug zu schätzendes Bildungsmittel sind, bei der Jugend belebt und fördert.

Gräfin J. Schwerin in Königsberger Allgemeine Zeitung

Die Kinder Thors. Mit Buchschmuck von Franz Stassen.

Aus einem Herzen geboren, das Deutschland liebt, wie es nur ein Kind unserer Heimat lieben kann, sucht dieses Buch sich auseinanderzusehen mit dem ewig niederdrückenden, ewig erhebenden Drama, das Deutsche Geschichte heißt. Dieses Drama, in dem wie nirgends sonst, in keines Volles Geschichte, von dem ersten Tag an, wo ein Deutscher aus dem Dunkel seiner Wälder schritt und die Feldzeichen eines glücklicheren Volkes anstünkte, lächerliche Hinterwalddummheit neben erhabenster Heldenhaftigkeit, unirdischer Todesmut und größte Staatsklugheit neben schändestem Verrat des eigenen Bluts, Liebe, die der Welt troht, neben elendestem Verlöschchen steht.

Ostpreußische Zeitung.

Preis eines jeden Werkes: gebunden M. 3.60

Soeben ist erschienen:

Der Geist der deutschen Reichsverfassung

von

Joh. Victor Bredt

Dr. jur. et phil.

o. ö. Professor der Rechte

Mitglied des Reichstags und Landtags

465 Seiten. Gehftet 8.- M. In Halbleder geb. 12.- M.

Mehr als fünf Jahre sind verflossen, seitdem die neue Reichsverfassung von Weimar in Kraft getreten ist. Damals wußte noch niemand, wohin das Deutsche Vaterland eigentlich steuerte, und was die nächsten Zeiten noch bringen würden. Heute haben sich die Verhältnisse so weit gefestigt, daß wir mit Ruhe übersehen können, was um uns herum geschieht. Es ist daher an der Zeit, zu betrachten, wie die in der Reichsverfassung aufgestellten Grundsätze gewirkt haben und wie die Reichsverfassung sich bewährt. Es handelt sich darum, die der Verfassung zugrunde liegenden Gedanken und ihre weiter fortwirkenden Kräfte zu erfassen und darzustellen. Im vorliegenden Buche steht daher neben dem formalen Staatsrecht im Vordergrunde die Politik, aber nicht etwa als parteipolitische Kritik, sondern in der Weise, daß die politischen Kräfte, welche die Reichsverfassung geweckt und ausgelöst hat, mit in Rechnung gestellt werden. Auch die verfassungsmäßigen und politischen Zustände vor der Umwälzung sind mit herangezogen worden, denn sie haben in stärkerer Weise fortgewirkt, als es vielleicht zu Anfang erkannt wurde.

Der Verfasser ist gerade zu solcher Arbeit besonders berufen, weil er seit 1911 als Abgeordneter mitten im politischen Leben steht und gerade die Ereignisse von 1919 an der Quelle mit beobachtet konnte. Es sind daher auch zahlreiche persönliche Beobachtungen wiedergegeben, welche dem Buche eine gewisse persönliche Note geben.

Berlin NW 7

Dorotheenstr. 65

Georg Stille

Verlagsbuchhandlung

Soeben erschien:

Als Wirtschaftspionier in Russisch-Asien

TAGEBUCHBLÄTTER

von

Dr. Rudolf Asmis,

Botschaftsrat

Mit 96 Abbildungen nach eigenen Aufnahmen des Verfassers und einer Karte.

8°. XII, 234 Seiten.

Geheftet 13 Mk. In Leinen geb. 15 Mk.

Das vorliegende Werk gewährt einen tiefen Einblick in die Wirtschaftslage des gewaltigen Nachbarreiches. Der Verfasser hat auf Grund persönlicher Eindrücke auf seiner Reise ein Buch geschaffen, das allen am Außenhandel interessierten Kreisen hochwillkommen sein muß. Mit der großen handelspolitischen Bedeutung dieses Buches geht aber ein anderer Nutzen Hand in Hand. Seit fast 10 Jahren haben wir keine zuverlässigen Nachrichten über die Zustände in dem russischen Riesenreich, da alle Berichte und Mitteilungen stets einseitig waren, zuweilen sogar unzuverlässig und politisch gefärbt. Dr. Rudolf Asmis bietet uns in fesselnder Darstellung einen Überblick über die gegenwärtigen Verhältnisse im heutigen Rußland. Wer diese Tagebuchblätter liest, gewinnt einen scharfumrissenen Einblick von den zahllosen Möglichkeiten, die der deutschen Industrie und Kaufmannschaft hier offen stehen. Es ist ein besonderes Verdienst des Verfassers, daß er seinen Text in eine Form kleidete, die allen Kreisen willkommen sein wird. Kein wissenschaftliches Reisewerk, auch kein wirtschaftliches Nachschlagebuch ist hier geschaffen worden, sondern ein Werk, das beides in glücklichster Form vereinigt und jedem, der an den hier aufgeworfenen Fragen beteiligt ist, als hervorragender Wegweiser ausgezeichnete Dienste leisten wird.

Berlin NW. 7
Dorotheenstr. 65

Georg Stilke,
Verlagsbuchhandlung

„DER LACHS“

die älteste Likörfabrik Danzigs, feierte am 6. Juli 1923 ihr 325 jähriges Jubiläum und hat anlässlich dieses seltenen Festtages nennenswerte Stiftungen für soziale Zwecke seiner Vaterstadt Danzig zur Verfügung gestellt. Im Jahre 1598 gegründet, hat die Firma ununterbrochen gearbeitet, Freud und Leid Danzigs sind mit ihrem Schicksal unwandelbar verknüpft. Wie jetzt Danzig als internationale Handelsstadt sich aufschwingt, so spiegelt sich diese Richtung auch in dieser ehrwürdigen Firma wieder. Eine Zweigniederlassung ist in Berlin errichtet, die durch ihre moderne Einrichtung, sinnreiche Anordnung der Apparate, ein Muster heutiger Fabrikationstechnik darstellt. Die Herstellung geschieht auch dort nach dem einzigartigen Danziger Lachsrezept, welches aus Holland stammend, sich seit 300 Jahren in der Firma vererbt hat. Nicht Essenzen und Typagen, nur erstklassige Drogen und Kräuter werden verwendet, und die köstlichen Ingredienzen sind es, die den Weltruf des Lachses geschaffen haben. Möge das „Goldwasser“ des Lachses ein glückbringendes Symbol für kommende Zeiten sein, die nichts mehr von Papierentwertung, Luxussteuer und Zollmultiplikator wissen.



Tilsiter Zeitung

Unabhängige nationale Tageszeitung

83. Jahrgang

In Stadt und Land
altangeschicktes Organ

Verlag

deutscher u. litauischer Bücher

(u. a.: E. Duenin — Dr. Reyländer
„Tilsit 1914—1919“)

sowie

Anfertigung
moderner Drucksachen

empfiehlt

Verlagsbuchhandlung u. Buchdruckerei

J. Reylaender & Sohn,
Tilsit

Baltische Blätter

vereinigt mit den

Baltischen Nachrichten

7. Jahrgang

geben ein getreues Bild der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Sowjetrusslands und der Randstaaten mit besonderer Berücksichtigung der baltischen Republiken; sie bringen Aufsätze berufener Autoren, lustreller und schöngelassiger Bestrebungen, wichtige Nachrichten aus der Heimat sowie aus den Organisationen in Deutschland.

monatlich 2 Hefte.

Baltischer Verlag und Oftbuchhandlung G.m.b.H., Berlin W 30
Mohstraße 22.

Lesen Sie ständig das

„Posener Tageblatt“

verbunden mit

Posener Warte!

Größte Auflage im Posener Bezirk.

Maßgebende politische, deutsche Tageszeitung / Erstklassige Originalartikel / Vielseitiger Depeschen- und zuverlässiger Nachrichtendienst / Handelsblatt ersten Ranges.

Vorzügliches Insertions-Organ

Beliebtes Familienblatt mit reichem Unterhaltungsstoff: Romane, Novellen, Essays, Humoristisches, Rätsel usw. / Frauen- und Wirtschafts-Zeitung.

Abonnement kann täglich beginnen.

Verlag
des Posener Tageblatts

POZNAŃ, ul. Zwierzyniecka Nr. 6,

Postscheckkonto Poznań Nr. 200283

Telefon-Nummer 3110 und 2273.

„Dorpater Nachrichten“

Deutsch-Baltische Tageszeitung
in Estland

hat sich die Erhaltung und den Wiederaufbau
deutscher Kultur in Estland zum Ziel gesetzt.

Der Transit nach Russland geht
1911 durch Estland

Estland bezieht seinen Bedarf an Industrie-
erzeugnissen aus Deutschland

Inserieren Sie daher in den
„Dorpater Nachrichten“

Berantwortlicher Schriftleiter: C. Süß
Herausgeber:
Buchdruckerei und Verlag H. Laatmann

Abonnementspreis: Mt. 75.— monatlich, für
Ausland 110 EM.

Inserate: im Anzeigenfeld: EM. 4.— für 1 m/m
der Anzeigenspalte; im Text: EM. 10.— für
1 m/m der Textspalte.

Annahme der Inserate: in der Expedition der
„Dorpater Nachrichten“, Rigasche Str. Nr. 6,
in sämtlichen Postanstalten und in den am
Kopf der Zeitung verzeichneten Annahmestellen.

Soeben erschien:

HARZBUCH

von
CARL LANGE

mit Offsetumschlag und 18 Steinzeichnungen
von
BERTHOLD HELLINGRATH

Preis in Leinen geb. 9,— G.-Mk.

BERLIN NW. 7
Dorotheenstr. 66/67

GEORG STILKE
Verlagsbuchhandlung

„FREIE PRESSE“

**Blatt der Deutschen
in Polen**

[388]

Das nachweislich verbreitetste
deutsche Nachrichtenblatt
„im ehemaligen Kongreßpolen“

Die „FREIE PRESSE“ strebt die Wahrnehmung der Belange der zwei Millionen Deutschen in Polen an, nimmt Stellung zu den Angelegenheiten der Stammesbrüder dies- und jenseits der Grenze, berichtet über die Arbeit und Nöte des Deutschtums im polnischen Reiche und sucht dessen geistige Verbindung mit den deutschen Brüdern in der ganzen Welt aufrechtzuerhalten.

Da die „FREIE PRESSE“ nicht nur in Kongreßpolen, sondern auch in Großpolen und Galizien weitverbreitet ist, ist sie ein Anzeigenorgan ersten Ranges und verschafft ihren Inserenten stets gute Erfolge.

Im gleichen Verlage erscheint
die Wochenschrift

„Der Volksfreund“
welche vorwiegend von der Landbevölkerung gelesen wird.

— Probenummern auf Wunsch kostenlos —

„FREIE PRESSE“
Geschäftsstelle und Schriftleitung
LODZ, Petrikauer Straße 86

Die große deutsche Zeitung Estlands **REVALER BOTE**

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründeten „Revalischen Zeitung“) ist das deutsche kulturell, politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland.

Vermittelt den Weg in den Osten.
Einziges deutsche Zeitung in Europa mit besonderer Russland-Beilage, die weite Verbreitung und größte Anerkennung von seiten wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Organisationen findet.

Bezugspreis bei direktem Bezug vom Verlag: monatlich 2.60 GMk. Die Staatspostanstalten in Estland, ebenso in Deutschland, Finnland und anderen Ländern nehmen Abonnements entgegen.
Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland 5 EMk., für Deutschland 10 Goldpfennig, für das übrige Ausland 3 amer. Cents. Zahlstelle in Deutschland Postscheckkonto Berlin 122602

Anzeigenaufträge empfangen, die Geschäftsstelle des „Revaler Bote“ (Reval, Raderstraße 12, Postfach 51), im Auslande: alle größeren Annoncen-Expeditionen.

Hahn & Löchel * Danzig

Tel. 508, 3092. Langgasse 72

Orthopädisch-medizinisches
Fach- und Versandgeschäft

[815]

Optik, Operationsmöbel
Kunstglieder, Bandagen

Kattowitzer Zeitung

Oberschlesisches Handelsblatt
54. Jahrgang

Das maßgebende Organ in Fragen der
Politik u. Wirtschaft

Zuverlässige Berichterstattung
Führendes Blatt für

Handel und Industrie

Verbreitetste u. angesehendste Tageszeitung im polnischen Industriegebiet

Erfolgreichstes Insertionsorgan

Probenummer auf Wunsch unberechnet

Zentralheizungen

aller Art

Warmwasserbereitungen

Gas, Wasser- und
Kanalisationsanlagen

Hochdruckleitungen

liefern auf Grund langjähriger
Spezialerfahrungen

802]

Degen & Goebel

G. m. b. H.

Fällalleiter: Ing. Harwart

Danzig - Oliva

Dultzstr. 4

Fernspr. 155

Germania-Drogerie

Ernst Friese, Oliva

Markt 21

Markt 21

Drogen
Chemikalien
Parfümerien
Selten

271]

*

803]

A. Manfras

Danzig

Hundegasse 120 / Telefon 2403

Feine
Maßschneiderei
und
Stofflager

*

VICTOR LIETZAU A.-G.

Telefon
87, 187

DANZIG, Langgasse 38

Fabrikation
Engros- und
Einzel-Verkauf

Nautik
Kompassen
Sextanten
Loguhren
Megaphone

Optik
Photoapparate
Brillen
Mikroskope
Ferngläser

Geodäsie
Reißzeuge
Nivelliere
Meßinstrumente
leder Art

Elektrotechnik
Stark- und Schwan-
strom-Installationen
Telephon- und Blitz-
schutz-Anlagen

[308]

127

Paul Radtke

Pelzwaren - Mode - Haus

Gr. Wollwebergasse 11 Danzig (Parterre und 1. Etage)

Telefon 1914

* Pelzwaren *

von den einfachsten bis zu den elegantesten zu Fabrikpreisen.

Georg Jacobi, Danzig

Fernschrift:
Geja.

· Hopfengasse 25 ·

Fernruf:
61, 5668.

Gross-Handels-Vertretungen. Direkte Beziehungen zu
Firmen des europäischen Kontinents wie mit Amerika.

309]

Lebens- und Genussmittel aller Art
Insbesondere Reis, Tee, Kaffee, Zucker, Kakaopulver, Kakaobohnen,
Kakaobutter, Mehl, Hülsenfrüchte, Gewürze, technische Fette.

Vertreter der Baltischen Zucker - Raffinerie A.-G., Danzig - Neufahr-
wasser und der Morris - Packing - Company, Chicago - Hamburg.

„ELASTO“-LACKE

der

Danziger Lack- u. Farbenwerke A.-G.

DANZIG-LANGFUHR, Friedensschluß

TELEPHON:
Nummer 698

Waggons: —
Anschlußgleis Lackfabrik

Telegramme:
FARBENWERKE

[389]

SPEZIALITÄTEN:

Kutschenlacke, Schleiflacke, weiße sowie bunte Emailien,
Rostschutzfarben, Ölfarben, Spachtel und Sikkative.

S. LEWIN

[318]

DANZIG**HEILIGE-GEIST-GASSE 14-16**

TEL. 189, 3777, 8230

TEL. 189, 3777, 8230

Schürzen- u. Wäschefabrik

**Grösste Leistungsfähigkeit
Lagerbesuch stets lohnend**

Krüger & Gdanietz

Danzig, Altst. Graben 69/70

Drahtanschrift: „Tritex“

Telefon: 5930

Kommissionen

Agenturen

Wir unterhalten ständige Kommissionslager führender
deutscher, französischer und schweizerischer Firmen
in

[325]

Spitzen, Stickereien, Stoffen, Strumpfwaren, Handschuhen, Wolle u. Wollwaren
Seidenbändern und Knöpfen jeder Art

Herrenwäsche

**Generalvertretung der Mech. Trikotweberei
:: Danzig, G. m. b. H., Danzig-Langfuhr ::**

Ständiges Lager in Trikotagen

Billigste Einkaufsgelegenheit für Grossisten u. Kaufhäuser

Import**Transit****Export**

KURHAUS OLIVA

Bes.: EUGEN KATT

Bergstr. 5 direkt am Walde Telefon 27

Hotel-Pension I. Ranges

Terrasse :: Veranda :: Gesellschaftsräume

Täglich Konzert — Reunion

Eigene Autos ständig zur Verfügung

Vorzügliche Küche

Im Keller

Autogarage — Ausspannung

Danziger Gewürzmühle

Garantiert
reine Gewürze in
Beuteln zu 10 u.
20 Pfennig im
Verkauf.



[322]

Ernst Fast
Danzig
Hopfengasse 76
Tel. 5713

Tel. 5713

WITT & SUENSEN

G. • M. • B. • H.

FABRIK UND GROSSHANDLUNG
LANDWIRTSCHAFTLICHER
MASCHINEN UND GERÄTE
EISENGIESSEREI

[113]

STOLP :: **DANZIG**
PLATENHOF-TIEGENHOF

KONDITOREI u. CAFÉ OSKAR KOCK OLIVA

am Schloßgarten Nr. 18

Telefon 123

Telefon 123

286]

Gegenüber dem Schloßgarten und an der Haltestelle der Straßenbahn Oliva-Danzig

Meierei,
Delikatessen- und Kolonialwaren-Handlung
En gros En detail

B. Kroen & S. Marx Nachf.
Inh.: Albert Fischer

Oliva, Delbrückstraße 4

A small black star symbol, likely a decorative element or a placeholder.

289]

Bankkonten:
Deutsche Bank / Volksbank Oliva / Gemeindesparkasse Oliva

Schloß-Hotel, Oliva

F. Zühlke, Schloßgarten 9, neben der Post. Tel. 35

Café / Konditorei / Weinstuben

Garten / Veranden, offen und geschlossen / Vereinszimmer / Gute Küche / ff. Asphalt-Regelbahn

Ausspannung / Autogarage

Radfahrerstation.

285]

Wein-, Likör-, Zigarren- und Zigaretten-Handlung zu Engros-Preisen

BORG



**FÜR
QUALITÄTS RAUCHER**

UT-Lichtspiele

Danzig, am Hauptbahnhof

Gute
Musik

Erste
Künstler

Vorführung
4, 6, 8 Uhr

Danzigs größtes
und vornehmstes
Lichtspieltheater

*

Ur- u. Erstaufführungen
von Filmen neuester
Produktion

*

Die UT-Lichtspiele gehören
zum Theater-Konzern der
Universum-Film-Unter-
nehmungsgesellschaft „Ufa“ Berlin, die
über rund 120 Theater mit
ca. 100000 Sitzplätzen verfügt

[138]

Walter Roesler

Fleischermeister

Danzig - Neufahrwasser

Olivaer Strasse 66

= Telefon 809 =

Bank-Konto:

Danziger Privat-Aktien-Bank

[316]

Beste Bezugsquelle
erstklassiger Fleisch-
und Wurstwaren

Belieferung
erstklassiger Hotels
und Restaurants.

Entzückt ist jede Dame
über

Nestle's

Dauerwellen

Alleinige Ausführung

Haar-Körner

Danzig, Kohlenmarkt 18/19

= Telephon 2229 =

Broschüre gratis!

[133]

Franz Roesler Nachflg.

Inh. Benjamin Roesler
Fleischermeister

Danzig - Neufahrwasser

Olivaer Strasse 36 Telefon 6197

Bank-Konto:

Danziger Privat-Aktien-Bank

Schiffsschlachterei

242]

Belieferung sämtlicher in-
und ausländischer Schiffe
mit frischem Proviant
sowie Dauerware

Café Ecker-Zoppot

Fernruf 104

Das ganze Jahr geöffnet.

⌚ Täglich Konzert. ☒

Kalte
und warme Küche.
Diners von 12-3 Uhr.
Eigene Konditorei.

Bestellungen
von
Torten, Baumkuchen,
Crèmes, Eis, bunte
Schüsseln werden
bestens ausgeführt.

[128]

M. FORELL & Co.
DANZIG, HEILIGE-GEIST-GASSE 14-16

Tel. 3270

Tel. 3270

Grosshandlung
für Kurzwaren, Besatzartikel
Trikotagen u. Strumpfwaren

[154]

Günstigste u. bequemste Einkaufsgelegenheit für den
Freistaat und Polen. Lagerbesuch stets lohnend, da
täglich Eingang von Neuheiten.

Hotel Deutscher Hof

Telefon 12

OLIVA

Am Bahnhof

Erstklassige Einrichtung. 80 Betten.
Gute Verpflegung.

Anschließend

Mascotte

228]

Täglich Konzert und Réunion.

Gut gepflegte Getränke. Kein Weinzwang.

8 Küche Tag und Nacht in Betrieb. 8

BRUNO TOERCKLER

FABRIK FÜR HAUS- UND TOILETTESEIFEN

284]

SPEZIALITÄT DER HAUSSEIFEN-ABT.:
ELFENBEINSEIFE IM KARTON, SPE-
ZIALITÄT DER TOILETTENSEIFEN-
ABT.: GLYZERIN-GOLDCREAM-SEIFE
FABRIKATION VON KRISTALLSODA,
BLEIHSODA, SEIFENPULVER, LAGER
VON PARFÜMS SOWIE ALLEN WASCH-
ARTIKELN, LICHTERN, LUXUSKERZEN
USW. USW.

FABRIK: OLIVA

HAUPTGESCHÄFT
MIT NIEDERLAGE

DANZIG, ZIEGENGASSE 12

Fernruf Oliva: 28 / Fernruf: Danzig 71 / Postscheckkonto: Danzig 1887
Bankkonto: Sparkasse Gemeinde Oliva

Kurt Kessler
FABRIK FEINER LIKÖRE
ZOPPOT, POMMERSCHE STRASSE Nr. 36
 Telefon 92, Telegrammadresse: KURT KESSLER

Spezialitäten:

Danziger Liköre / Zoppoter Edelkorn / Zoppoter blitze Tropfen

Abteilung II:

Autogarage * Benzin und Ölstation

166

WALTER GOLDSTEIN
 Tel. 3140 **DANZIG** Tel. 3140



[313]

Leinen - Baumwollwaren engros

Danziger Schokoladenfabrik A.G., Danzig
 Weldengasse Nr. 35—38 :: :: Fernsprecher 3104 und 6255

AIDA-SCHOKOLADEN

Aida-Sahne / Aida-Schmelz / Aida-Bitter
 Aida-Mokka / Aida-Haushalt

[181]

GRÖSSTE LEISTUNGSFÄHIGKEIT FÜR EXPORT

H. BERNEAUD
 1883 DANZIG * STETTIN * ABERDEEN
 H. Berneaud & Co., Königsberg i. Pr.

Herrings-Im- u. -Export

Danzig, Kiebitz- und Stützengasse o Tel. 40 und 3340

[92]

Restaurant JUNKERHOF

Inhaber:

Felix Peter * Danzig * Jopengasse 16
Telefon 5198

August Momber

G. m. b. H.

Gegründ.
1836 Danzig, Dominikswall 9-10 Fernspr.:
123

Spezialhaus für Wohnungs-Ausstattung

Teppiche : Klubmöbel

Gardinen : Innendekorationen

Betteinrichtungen : Leinenwaren

[298]

Einziges Spezialhaus am Platze

Damen- und Herrenfrisiergeschäft

Solide Preise, sauberste Wäsche,

* * sorgfältigste Bedienung * *

Paul Hinz,

Oliva, Ecke Jahnstraße und Waldstraße

[282]

Möbelfabrik H. Scheffler Danzig

Büroeinrichtungen
Einzelne Büromöbel
Polstermöbel

Fernruf: 614 und 5762

Am
Holzraum 3/4

Wohnungseinrichtungen
Innenausbau
Bautischlerarbeiten
Gegründet 1876

[119]

A.D. HANOW HERREN-MODEN

307]

DANZIG, HUNDEGASSE 106/7

GEGRÜNDET 1852

TELEFON 1502

STEINGUTFABRIKEN
VELTEN-VORDAMM
G · M · B · H
Veltен bei Berlin
Vordamm a. d. Ostbahn

Handgemaltes
Gebrauchsgefäss
und Kunstkeramiken
vereinigen in sich tech-
nische Güte, zweck-
mäßige Formen und
künstlerische Gestaltung
und dienen so gleich-
zeitig zu Gebrauch und

Schmuck 239]

M. A. Hasse Nachf.
Danzig
Zigarren- u. Tabak-Fabriken

Kontor:
Altstädt. Graben 4/6
Tel. 856

Fabrikation:
Weidengasse 35/8, Tor 4
(Gewehrfabrik)

76] Tel. 5514

DANZIGER BLECHWAREN-WERKE

AKTIEN-GESELLSCHAFT

[313]

Marmeladeneimer

Kanister für Spiritus,
Oel, LackPatenteindrückdeckel-
dosen

Stülpdeckeldosen

Bohnermassedosen

DANZIG

Reitergasse Nr. 13/14

TELEGR.-ADR.:
"OSTBLECH"

TELEFON

5393

1890

*

Schuhkremedosen

Kronenkorke

(Flaschenverschlüsse)

Bonbondosen

Ovale und viereckige
SardinendosenMusterdosen für alle
Zwecke

KONSERVENDOSSEN FÜR GEMÜSE, FISCH, FLEISCH, OBST BLECHDRUCKEREI BLECHLACKIEREREI

Spezialität: Farbige Reklameplakate nach künstlerischen Entwürfen

KAUFHAUS JULIUS HEIMANN OLIVA, AM MARKT 18

276]

*

MANUFAKTUR-

U. MODEWAREN, WÄSCHE-AUSSTATTUNGS-
GESCHÄFT, CONFEKTION, BADE-ARTIKEL

Fischer & Nickel

Danzig * Stettin * Elbing * Tilsit

Treibriemen / Techn.
Gummi- und Asbest-
Fabrikate / Armaturen
Mineral-Ole

[84]

Kurhaus u. Strandhalle Brösen,

Ostseebad der Stadt Danzig

120

Telefon Danzig 3486

Inh. Paul Ibold

die gegebene grosse Gasstätte für Familien, Ausflügler u. Erholungssuchende



Adler-Apotheke

270]

OLIVA

Am Schloßgarten 12



H. Geißler



R. Dahlmann Nachf.

Inhaber: JULIUS HOOG

279]

.....

KOLONIALWARENDELIKATESSENGEMÜSE-KONSERVEN

SÜDFRÜCHTE,
WILD, GEFLÜGEL
UND FEINE
FLEISCHWAREN

KAFFEE-RÖSTEREI**OLIVA**

FERNSPRECHER NR. 14

CARL FIERKE

Gegründet 1894

OLIVA

Danziger Str. 10-11

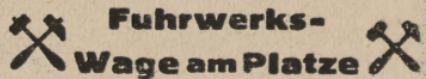
Fernsprecher 56

296]



HOLZ- UND KOHLEN-HANDLUNG

BAU. MATERIALIEN

 Fuhrwerks-Wage am Platze

Walter Frommann

Fleischermeister

Oliva, Markt 2

TELEFON 5



277]

**Feinste
Fleisch-, Wurst- und Aufschnittwaren**

Erstklassiger
Herren- und Damen-
Frisier-Salon



Verkauf sämtlicher
Parfümerien und
Seifen



Frau Hedwig Pape
OLIVA
Markt 20

[283]

Gartenbaubetrieb

Bruno Rose
Oliva



Schloßgärtnerei

Spezialität:
Neuanlagen und Instand-
haltung von Gärten

[284]

Ed. Springer

Oliva

Eisenwarenhandlung



Magazin
für Küche und
Haus



Einziges Spezialgeschäft
am Platze

[273]

Feinbäckerei

Fritz Seikowski

Am Markt Nr. 1

Oliva

empfiehlt
seine anerkannt gute
Backware



Spezialität:

Dr.-Kraus-Brot

[292]

Spezialität:
**frisch geröstete
 Kaffees**
 in hervorragender Qualität
 zu mäßigen Preisen

Kaffeerösterei
 mit elektrischem Betrieb
 Tee * Kakao * Konfitüren
 Schokolade * Kolonialwaren
 Delikatessen * Südfrüchte
 Weine

Wilhelm Thiel
 Oliva
 280] Freistaat Danzig
 Waldstr. 1 Waldstr. 1

Bernhard Tieck
 Oliva-Danzig
 Haus gegr. 1610



Kolonial-, Eisenwaren
 Baumaterialien
 Kohlen

287]

F. Steinwartz
 vorm. Franz Werner

Maßgeschäft
 für elegante Herren- u.
 Damen-Kleidung
Pelze

336]

Danzig, Holzmarkt 15-16
 Gegründet 1879

Fernspr. 1150

Max Lindenblatt

Feinkosthandlung

[342]

Danzig, Heilige-Geist-Gasse 131

Gegründet 1887

Telefon 1184

AMERICAN COTTON TRADING CORPORATION

G. m. b. H.

Roh-Baumwolle

[344]

Danzig

Tel. 3265

Elisabethwall 9

Tel.-Adr.: „Cotton“

Erich Krause * Oliva

Am Staatsbahnhof

Bahnamtlicher Rollfuhrunternehmer

Telefon 4



Zollabfertigung

Möbeltransport

Verpackung

Aufbewahrung

Gepäckbeförderung



274]
**Holz- u. Kohlen-
Handlung**

Hotel
Olivaer Hof

C. Hintzmann
Oliva, Am Markt 3

Alt eingeführtes
gut bürgerliches
Restaurant

272]



Reichhaltige Speisekarte
Gut gepflegte Getränke

Weinrestaurant „Kakadu“
Zoppot

333]

Das ganze Jahr geöffnet
Anerkannt beste Küche

**Reserviert
für
Danziger Waggonfabrik.**

147]

(250.)

Preussisch-Süddeutsche Jubiläums-Klassenlotterie

320 000 Lose mit 110 000 Gew. und 1 Prämie in 5 Klassen = 21 140 000 R.-Mk.

Höchstgewinn gem. § 9 =

1 Million R.-Mark

- | | |
|-------------|----------------|
| 1 Prämie zu | 500 000 |
| 1 Gewinn „ | 500 000 |
| 1 Gewinn „ | 300 000 |
| 1 Gewinn „ | 200 000 |
| 1 Gewinn „ | 150 000 |
| 6 Gewinne „ | 100 000 |

usw. Alle Los-Nummern und Gewinne werden jetzt wieder einzeln gezogen.

— **Ziehung: 3. Klasse am 12. und 13. Dezember.** —

Los-Preise für die II. Klasse:

achtel = 9 Mk. halbe = 36 Mk.
viertel = 18 " ganze = 72 "

Stilke, Lotterie-Einnehmer, Berlin W. 8, Unter den Linden 14. Postscheck 31110.

ERTMANN & PERLEWITZ

Tuch-, Manufaktur- und Modewaren
Damen-, Herren- und Kinderkonfektion
Wäschefabrik
Aussteuern / Beste Qualitäten
Billige Preise

324]

==== Danzig, Holzmarkt 25/26 ====

Wurstfabrik nach Braunschweiger Art

Erste Fabrik im Freistaat, geleitet von Braunschweiger Spezialisten
Große Leistungsfähigkeit in der Fabrikation sämtlicher Wurstarten

256]

Spezialität:

Tilsners Delikateßwürstchen (in Dosen von 5-30 Paar)

Bockwürstchen in Dosen von 4-30 Stück,
sämtliche Wurstsorten

alle Arten Aufschnitt, roher und gekochter Schinken

Ernst Tilsner

Fabrik: Oliva bei Danzig, Rosengasse 39 Telefon:
Oliva 78
erhältlich in sämtlichen Delikateßgeschäften

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und
der „Deutschen Gesellschaften für Kunst
und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

5. Jahrg. Dezember 1924 Nr. 9

Unverlangte Manuskripte nicht einsenden
Porto in Papiergeleid einzufügen, falls
Rücksendung erwünscht

Inhalt:

	Seite
Hans Käsmeyer: Der Tiermaler, mit Bildern	747
Franz Mahlitz: Walther von der Vogelweide	753
Eile Frobenius: Tier- und Pflanzenmotive im Kunstgewerbe, mit Bildern	754
Hermann Sternbach: Wellen	758
Artur Deener: Lovis Corinth, mit Bildern	759
Gustav Erich Daum: Da-Sein	770
Dr. H. Hermann: Fritz Höh, mit Bildern	771
Prof. Bruno Meyer: Das jüngste Gericht von Anton Möller im Danziger Artushof, mit Bildern	775
Gerhard Krause: Kleinstadt nacht	799
Hildegard Rüdt: Besuch bei Hans Thoma	800
Fritz Droopy: Hans Thoma's Heimkehr	802
Carl David Marcus: Besuch bei Walter v. Molo	803
Paul Gurt: Das Märchen von den neun Ringen oder von der ewigen Wandern	806
Maria Linz: Margit Heuers Gedichten zum Geleit	820

Rundschau:

Fritz Braun: Winterbilder aus der Ostmark	824
Fritz Encio: Aus der Heimat des Elchs	827
Paul Burq: Tagebuchblatt	831
Kurt Siemers: H. F. Blunk, der Dichter Hamburgs	832
Hans Fuchs: Nitsche-Gedenkfeier in Weimar	835
Georg Maria Hofmann: Berliner Theaterbrief	837
Julius Fab: Das Wort Friedrich Hebbels	839
Franz Alfonso Goysda: Kurt Geuseke, ein Dichter unserer Zeit	841
Walter Molo: Gesammelte Werke	843
Buchbesprechungen	845—858

Nachdruck und Nachbildung verboten
(Reichsgesetz v. 19. Juni 1901)

Copyright by Georg Stille, Danzig-Berlin 1924
Alle Rechte für sämliche Beiträge vorbehalten

Verlag:

Georg Stille, Danzig-Langfuhr, Hauptstr. 8
Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 65

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Carl Lange, Oliva b. Danzig, Albertstr. 9

Der Bezug der „Ostdeutschen Monatshefte“
kann durch sämliche Buchhandlungen, durch die Post
oder vom Verlag e. folgen. Auslieferung für Ost-
preußen durch Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr.,
Paradeplatz, für Estland durch Kluge & Ströhm,
Reval, für Lettland durch Gustav Löffler, Riga.
Der Bezugspreis beträgt für jedes Heft 1,— Gold-
mark, für Danzig 1,30 Danziger Gulden.

Dresdner Bank in Danzig

Langermarkt 12/13

400]

Kurt H. Lutteroth

Assekuranz

[93]



Hamburg
Danzig

Berlin
Memel

Disconto-Gesellschaft

Filiale Danzig

Langgasse 45

[257]

Danziger
Allgemeine Verkehrsbank
Aktien-Gesellschaft

Danzig-Langfuhr
Hauptstraße 32 (am Markt)



Drahtanschrift:
Verkehrsbank Langfuhr
Postscheck-Konto:
Danzig 2380
Fernsprecher: 2094

Commerz-u. Privat-Bank

Aktiengesellschaft

Filiale Danzig

Langermarkt 14



Telegrammadresse: Hanseatic
Tel.: 306, 5444, 5445, 7086

253]

Telegramm-
Adresse:
Karosserie
Zoppot



Telefon:
Zoppot
651, 52
579

[366]

D. K. F. Karosserien sind erstklassig!

Spezialfabrik für Karosserie-
bau und Automobilreparatur
Anfertigung von Ersatzteilen

Danziger Karosseriefabrik A.-G.
Zoppot

BRITISH TRADE CORPORATION

Incorporated by Royal Charter

259]

DANZIG BRANCH

Domnickswall 6

Telegramm-Adresse: Trabanque
Telefon-Nrn. 337, 5266, 5267, 1488
7197, 7198, 7199, 8001

Ausführung
aller bankgeschäftlichen Transaktionen

LLOYDS SUB AGENCY

Die
Hansa-Bank
 Aktiengesellschaft
DANZIG, Brotbänkengasse 43

hält sich zur Erledigung
 sämtlicher bankgeschäftlichen
 Transaktionen bestens
 empfohlen

[162]



Telefon: 560, 1899, 7184, 7185

Postcheckkonto:

Danzig Nr. 1158

Stettin Nr. 12060

Bassko
 Baltisches Assekuranz-
 und Handelskontor
 Aktiengesellschaft

Versicherungen aller Art
 Warenagentur u. Commission

Danzig
 Milchkannengasse 1a
 Fernsprecher 5769

[22]

Transporte nach dem Osten **Schenker's** **Transport-Organisation**

Spedition — Befrachtung ganzer Dampfer — Luft-
 gütertransporte — Verzollungen — Einlagerungen
 Inkassi — Versicherungen — Auskunft in allen öst-
 lichen Transport- und Wirtschaftsangelegenheiten

Spezialverkehre

nach Finnland, Estland, Lettland, Litauen, dem
 Memelgebiet, Danzig, Polen, Sowjetrußland, der
 Sowjetukraine und dem Kaukasus

[343]

Johs. P. Uhlik'sch

Wäschefabrik

Vertretungen, Export und Großhandel in Textilwaren

Königsberg i. Pr.

Weidendamm 4

Danzig

Altstädtischer Graben 19/20



Vertreter und Fabrikläger der Firmen:

Wäschefabriken Gebr. Simon,
G. m. b. H., Aue im Erzgebirge

*

Strumpffabrik J. S. Gläser jun.,
Schönau-Chemnitz.



AUSSTELLUNGS HAUS
E.G. OLSCHEWSKI

MÖBEL = FABRIK

DANZIG
ELISABETH-WALL 6
TÖPFER GASSE 13
GEGRÜNDET 1877

MÖBEL
POLSTERMÖBEL
HOCHWERTIGER
QUALITÄT

WECHSELNDE AUSSTELLUNGEN

GEMÄLDE
PLASTIK
GRAPHIK

Automobil- und Maschinen-Werkstätten **Gentzmann & Co.**

Dreherei * Autogen-Anlage

Benzin * Öl * Bereifung

Vollreifen-Presse

[382]

Garagen

Reparatur-Werkstatt für sämtliche Systeme

SCHNEIDEMÜHL / Mühlenstr. 11

Fernruf Nr. 331

Ein prächtiges Weihnachtsgeschenk

als Zierde jedes Studierzimmers und vortrefflicher Ratgeber in allen geographisch-politischen Fragen ist:

Prof. Dr. A. Krause's Handels- und Verkehrsglobus

Durchmesser 33 cm, Umfang 104 cm, Höhe 70 cm. — In 22 Farben. Lieferbar in verschiedenen, jedem Geschmack angepaßten Ausstattungen.

Der rein geographisch Interessierte kauft

Räth's neuen Relief-Erdglobus

In gleicher Größe. Mit plastisch erhöhter Relief-Darstellung.

Beide Globen glänzend ausgestattet und wahre Schmuckstücke!

In jeder gut geleiteten Buchhandlung zu haben.

Ausführliche Prospekte versendet der Verlag: [372]

**Paul Räth, Lehrmittel-
Werkstätten, Leipzig, Sidonienstraße 26**

GEORG STILKE, Verlagsbuchhandlung, Berlin NW 7

Wertvolle Dokumente zur Persönlichkeit

Otto Brahm

Briefe und Erinnerungen

mitgeteilt von **Georg Hirschfeld**

Mit einem Bilde Brahms

Geh. 6,— Mk., in Leinen geb. 8,— Mk.

In unserer Zeit, die den Mann braucht, den Kämpfer für seine Sache in unerschrockener Konsequenz, ist die Veröffentlichung von besonderem Interesse. Ein Otto-Brahm-Buch, das einer seiner nächsten Freunde und Mitkämpfer, Georg Hirschfeld, dem allzu früh dahingeschiedenen Direktor des Lessing-Theaters aus zwanzigjähriger Freundschaft heraus gewidmet hat. Eine einleitende Würdigung der seltenen, immer wieder gütigen Persönlichkeit Brahms gibt dem Buche sein Gepräge; Georg Hirschfeld schrieb sie aus des Dichters Miterleben, aus des Freundes Dankbarkeit. In die Briefe sind erläuternde Übergänge eingeflochten. Eine Schilderung des Todes, den der Einsame, ein treuer Kulturdienner der großen Welt, sterben mußte, bildet den ergreifenden Abschluß.

Richard Wagner und Albert Niemann

Ein Gedenkbuch

mit bisher unveröffentlichten Briefen, besonders Wagners, Bildern, Faksimile,
herausgegeben von

Professor Dr. Wilhelm Altmann

Nebst einer Charakteristik Niemanns von

Dr. Friedrich Niemann

Geheftet 10,— Mk., in Leinen gebunden 12,— Mk.,
in Halbleinen gebunden und auf Bütten gedruckt 25,— Mk.

Wie ein Heiligtum hat Albert Niemann die Briefe bewahrt, die ihm Richard Wagner geschrieben; nur wenigen Auserwählten hat er gelegentlich den einen oder den anderen gezeigt. Um so dankenswerter ist es, daß jetzt Dr. Albert Niemanns, des Sängers ältesten Sohnes, Plan verwirklicht werden konnte, ein Quellenwerk zu bieten, in dem die beiden großen Künstler möglichst selbst zu Worte kommen, der Herausgeber dagegen nur das zum Verständnis Notwendige beizusteuren habe.

Auf die treffliche Charakteristik Albert Niemanns von seinem Sohn Dr. Gottfried Niemann folgt Niemanns Tagebuch, das der Künstler bis zu seinem ersten Pariser Aufenthalt, 1854, geführt hat. Den Hauptteil des Werkes bilden die Briefe Richard Wagners, zu denen die Antworten des dem Briefschreiben sehr abholden Sängers leider nur in zwei sehr wichtigen Fällen vorliegen. Viele der hier mitgeteilten Briefe, vor allem der eine vollständige Charakterisierung des „Rienzi“ betreffend vom 25. Januar 1859 und der noch längere vom 21. Februar 1861, durch den „Tannhäuser“-Konflikt veranlaßt, sind von so großer Wichtigkeit, daß keiner, der sich auch nur annähernd als Wagner-Verehrer fühlt, an ihnen fortan wird vorübergehen können.

Zahlreiche hochinteressante Aufnahmen Albert Niemanns in seinen besten Rollen und Abbildungen zeitgenössischer Dokumente, wie Karikaturen, Theaterzettel usw., beleben das Werk.

251]



BODENSTEIN & MIEHLKE

TELEFON 1646 u. 2191 DANZIG HUNDEGASSE 48-49

**GRAPHISCHE KUNSTANSTALT
BUCH-UND STEINDRUCKEREI**

AKTIEN-WERTPAPIERE-NOTGELD
ETIKETTEN U. PACKUNGEN IN MASSENAUFLAGEN
PLAKATE, DRUCKSACHEN ALLER ART

Park säle

**Langfuhr, Hauptstr. 142
am Uphagenpark**

341]

Telefon

♦ Vornehmes Familienlokal ♦

Festsäle

**Vereinszimmer
für alle Veranstaltungen**

Eigene Konditorei

Danzigs größtes Tuch-Haus

Schmiedegasse 13/14, 1 (Ecke Holzmarkt) und
Elisabethwall 8 (gegenüber d. Generalstabskommmando)

[330]

Die bekannteste und leistungs-
fähige Bezugsquelle in /
deutschen und englischen

Herren- u. Damenstoffen

Tuch-Export-Haus Arthur Lange

„Ich helfe Dir“ * „Für die Familie“
„Nach der Arbeit“ * „Sport und
Gesundheit“ * „Die Mode“

Roman- und Sportzeitschriften der
guten Familie mit KOSTENLOSEM VER-
SICHERUNGSSCHUTZ der Angehörigen

Preis des Wochenheftes einschließlich Versicherung 50 Pfennig

[329]

Gen.-Vertrieb für Freistaat Danzig, Pom-
mern, Krs. Marienburg u. Marienwerder

EDUARD WESTPHAL
DANZIG, LANGGARTEN 6-7